

A 56500 (39).

A 56500 (39)

12. SEP. 1977

20 R 0 8

19. Juli 1989

07 Feb. 1979

05 R 02

07. Juni 1980

21. R 5

25. DEZ. 1980

18 R 12

22. OKT. 1981

15 R 10

31. März 1988

13. Dez. 1988

A 56500 BD39  
T 11 317 928

BUCH-NR. 11.317.928

Buchme, O. Keine neue

Beilage zu allen Jahrgängen

der Hochschule Giessen

# Festschrift

Ms. 6500 (39)

zur Begrüßung

der

## 38. Versammlung

Deutscher

Philologen und Schulmänner

dargebracht

von

dem Großherzogl. Realgymnasium und der Realschule

zu

Giessen.

1886.

Gr. Hess. Univ.

Bibliothek Giessen.

Giessen.

Curt v. Münchow, Universitäts-Druckerei.

83  
100

Handwritten text, likely bleed-through from the reverse side of the page. The text is mostly illegible due to fading and bleed-through.

Handwritten text, likely bleed-through from the reverse side of the page. The text is mostly illegible due to fading and bleed-through.

Handwritten text, likely bleed-through from the reverse side of the page. The text is mostly illegible due to fading and bleed-through.

# Festschrift

zur Begrüßung

der

## 38. Versammlung

Deutscher

Philologen und Schulmänner

dargebracht

von

dem Großherzogl. Realgymnasium und der Realschule

zu

Giessen.

---

Gr. Hess. Univ.  
Bibliothek Giessen.

Giessen.

Curt v. Minchow, Universitäts-Buch- und Steindruckerei.  
1885.

Zweiter Teil

38. Fortsetzung

Philosophen und Scholastiker

von Professor Dr. Heinrich Meier

Leipzig

Dr. Meier, Leipzig  
Bibliothek Cassen

## Inhalt.

---

	Seite
1. Über den physikalischen Kraftbegriff von Dr. Karl Kost. . . . .	7
2. Kleine neue Beiträge zur älteren Geschichte der Hochschule Gießen von Prof. Dr. D. Buchner. . . . .	29
3. Menschheits- und Dichterideale. Ein litterarischer Essay von Dr. Hermann Mensch. . . . .	51
4. A Chapter from an attempt of a critique of the chro- nologies of Shakespeare's plays by Clemens Theisen. . . . .	75

---

Index

Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page.

Ueber

den physikalischen Kraftbegriff

von

Dr. Karl Kost.

---

1874

1874

1874

In den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft hatte Kant ein System aller Sätze geben wollen, welche als notwendige vor aller Erfahrung vorausgehende Urtheile die principielle Grundlage der Naturwissenschaft überhaupt und insbesondere der Mechanik bilden sollten. Diese Grundsätze, wie sie in den Newton'schen Principien aufgestellt waren, schienen die einfachsten und naheliegendsten Annahmen zu sein, und infolge dieser Einfachheit bildete sich schon vor Kant die Meinung, dieselben seien für denknnotwendige Bestimmungen zu halten.<sup>1)</sup> Hierzu kam, daß es mit diesen Grundsätzen nicht nur möglich geworden war, die auf der Erde vorkommenden Bewegungen zu erklären, sie hatten sich auch in der Erklärung der astronomischen Bewegungsercheinungen als vollständig durchführbar bewährt, und dieses letztere war in so einfacher Weise geleistet worden, daß damit ein empirischer Ursprung jener Sätze unverträglich zu sein schien; denn für empirische Sätze wäre es doch wunderbar, daß dieselben von so allgemeiner Durchführbarkeit sein sollten. Auch erschien diese von Galilei und Newton begründete mechanische Weltanschauung so großartig, daß man sie gegen jede Widerlegung, der empirische Sätze durch die folgende Erfahrung stets ausgesetzt sein können, sichern zu müssen glaubte. Sie wurden daher einfach als denknnotwendig postuliert, ohne nach ihren Quellen a priori zu forschen.<sup>2)</sup> Es lag hier ein Widerspruch vor, einerseits waren diese Grundsätze an der Erfahrung erkannt worden und hatten in den Thatsachen derselben ihre Anwendbarkeit bewährt, andererseits hatte man und namentlich auch Kant das Bedürfnis, dieselben für denknnotwendige Bestimmungen zu halten, und aus diesem Widerspruch entstand für Kant die Aufgabe, zu zeigen, wie synthetische Urtheile a priori möglich seien, wo-

1) Leibniz, Neue Abhandlungen, Kirchm. S. 161.

2) Kant, Metaph. Anfangsgründe, Einleitung.

durch dann die von Kopernikus, Galilei und Newton in Gang gebrachte Naturauffassung eine philosophisch zureichende Grundlegung erhalten hätte.<sup>1)</sup>

Dieser rationalistischen Ansicht, welche die Grundsätze der Mechanik für a priori gewiß hält, steht eine empiristische gegenüber, die in den principiellen Grundlagen dieser Wissenschaft nichts weiter sieht, als ein System von Begriffen, die der Erfahrung angepaßt sind und durch welche es gelungen ist, die in der Natur vorkommenden Bewegungen unter einen allgemeinen Gesichtspunkt zu bringen. Dabei wird es als möglich hingestellt, andere Principien als die gebräuchlichen zur Grundlage der Mechanik zu machen. Doch soll für den gegenwärtigen Standpunkt die bestehende Principiensetzung die einfachste und darum zweckmäßigste sein.<sup>2)</sup> Von diesem Standpunkt aus hat Kirchhoff die Aufgabe der Mechanik dahin eingeschränkt, „die in der Natur vor sich gehenden Bewegungen zu beschreiben und zwar vollständig und auf die einfachste Weise zu beschreiben“.<sup>3)</sup> Er will damit sagen, daß es sich nur darum handeln soll, anzugeben, welches die Erscheinungen sind, die stattfinden, nicht aber darum ihre Ursachen zu ermitteln. Mit der Forderung, daß die Beschreibung auf die einfachste Weise gegeben werde, ist gesagt, daß diese Beschreibung auch noch in anderer Weise zustande gebracht werden könne, womit die principielle Grundlage der Mechanik nur als das passendste System von Sätzen auftritt, denen daher der Charakter von notwendigen Wahrheiten nicht zukommt. Dieser empiristische Standpunkt wurde zuerst von Comte scharf vertreten; nach seiner Meinung hat die Mechanik nur die Bewegung als solche zu betrachten, aber nicht die ersten Ursachen der Bewegung, die außerhalb der positiven Philosophie liegen, auch nicht die Umstände ihres Entstehens, welche in der Physik zu betrachten sind. Darnach wäre die Mechanik eine Wissenschaft a priori, welche aus dem Begriffe der Bewegung zu construieren ist, wobei indessen die Erfahrung zu entscheiden hat, in wie weit diese Constructionen für die Naturvorgänge von Anwendbarkeit und Bedeutung seien. So hat der Begriff der Beschleunigung eine hervorragende Bedeutung erlangt, da sich mit diesem Begriff die Beschreibung der vorkommenden Bewegungen

1) Vgl. Laas, Idealismus und Positivismus III, S. 2.

2) Vgl. Lange, Wundt, philof. Studien II B, 2, S. 286.

3) Kirchhoff, Vorles. über mathem. Physik, Vorrede.

weit einfacher geben ließ, als wenn man, was das naheliegendste war, die Abhängigkeit des Ortes von der Zeit als Gegenstand der Beschreibung genommen hätte. Als eine Wissenschaft, die von dem Begriffe der Bewegung ausgeht, ist die Mechanik in neuerer Zeit bearbeitet worden.<sup>1)</sup> Die Grundsätze werden für diese Darstellungsweise zu Sätzen der Physik, „sie betreffen Vorgänge der physischen Welt und vermitteln die Anwendbarkeit der Mechanik auf die Erklärung der Naturphänomene, indem sie aussagen, unter welchen Voraussetzungen die Lehren dieser Wissenschaft dort zur Geltung kommen.“<sup>2)</sup> Daß ein materieller Körper, der sich selbst überlassen ist, geradlinig und gleichförmig sich weiter bewegt, daß die Kraftwirkung als Massenbeschleunigung zu fassen ist u. s. w., sind demnach Sätze der Physik, die auf Erfahrung beruhen und durch welche die Berechtigung gegeben ist, die abstracten Constructionen der gleichförmigen Bewegung und Beschleunigung auf die in der Natur gegebenen Erscheinungen anzuwenden.

Ob eine wissenschaftliche Auffassung der gegebenen Bewegungen erreicht werden könne, war a priori nicht zu entscheiden. In der That hat es auch sehr lange gedauert, bis die Mechanik den „sicheren Weg der Wissenschaft einschlug“. Es waren zunächst gewisse Beobachtungen, wie z. B. die Beobachtung des Fallens der Körper, welche die Erwartung einer wissenschaftlichen Auffassung zuerst erregten, indem an ihnen sich gewisse allgemeine Begriffe gewinnen ließen, wie z. B. der Begriff der gleichförmig beschleunigten Bewegung. Es waren weiter die in der Folge mit diesen Begriffen gemachten Anwendungen derart, daß sich andere Bewegungen damit auf einfache Weise construieren und somit erklären ließen, wie z. B. die Bewegung auf der schiefen Ebene und die Wurfbewegung. Infolge der Einfachheit und Anwendbarkeit dieser ersten Begriffe entstand das Bedürfnis, alle Naturvorgänge so begreifen zu wollen, aus diesem Bedürfnis aber der Glaube, diese Art des Begreifens sei für denknotwendig, für eine Einsicht der Vernunft zu halten, zumal dieses Bedürfnis überall, namentlich in der Newton'schen Erklärung der Planetenbewegungen, seine volle Befriedigung fand. Aber das Bedürfnis konnte nicht aufkommen, „wenn nicht die Wahrnehmungen von sich aus Erwartungen

<sup>1)</sup> Schell, Theorie der Bewegungen und Kräfte.

<sup>2)</sup> Schell, a. a. O. S. 491.

erregten, und das Bedürfnis konnte nicht zu so umfassenden Ansprüchen anwachsen, wenn sich die Erwartungen nicht an so viel Stellen erfüllten".<sup>1)</sup> Es soll damit gesagt sein, daß es den thatsächlich gegebenen Bewegungen zu verdanken war, wenn dieselben eine wissenschaftliche Auffassung ermöglichten, notwendig mußte es nicht so sein.

Als erster Grundsatz der Mechanik wird gewöhnlich das Princip der Trägheit der Materie aufgestellt. Dasselbe ist durch Beobachtung gewonnen worden, aber trotzdem kein Satz, welcher der unmittelbaren Wahrnehmung entstammt, da hierbei der Begriff eines sich selbst überlassenen materiellen Körpers vorkommt. Ob aber ein Körper sich selbst überlassen ist, darüber konnten nur Vermutungen aufgestellt werden, ein frei fallender Körper scheint z. B. auch sich selbst überlassen zu sein, unterliegt aber nach der jetzigen Auffassung der Einwirkung der Schwere. Außerdem war diese gleichförmige Fortdauer der Bewegung nirgends zu beobachten, da die beobachteten Bewegungen überall durch Widerstände allmählich vernichtet wurden. Die Beobachtung zeigte nur, daß, je mehr es gelang, diese Widerstände zu beseitigen, um so länger und gleichmäßiger die Bewegung sich fortsetzte. Das Trägheitsgesetz war mithin zunächst nur eine Hypothese, die erdacht war, um die vorkommenden Bewegungen einmal von diesem Gesichtspunkt aus aufzufassen. Von anderer Seite, neuerdings z. B. von Locke, ist behauptet worden, das Trägheitsgesetz enthalte eine Denknöthigkeit. Diese Versuche, das Trägheitsgesetz als denknöthig begründen zu wollen, sind auch wiederholt zurückgewiesen worden, zunächst wohl von Comte. Man stützte sich bei diesen Versuchen auf den Satz, daß der Bewegungszustand von selbst fortauern müsse. Aber hierbei war die Definition des Bewegungszustandes dem Trägheitsgesetz angepaßt und dann war der Satz selbst bestreitbar, denn nach dem scholastischen Satz, daß mit der Ursache die Wirkung aufhöre, war eine Fortdauer des Bewegungszustandes unmöglich. Allerdings erscheint das Trägheitsgesetz als eine naheliegende Annahme, indessen war es doch nur den Thatsachen zu verdanken, wenn dasselbe sich weiter anwenden ließ. Seine Anwendbarkeit bewies es zunächst dabei, daß sich mit Hilfe desselben eine einfache Construction der Fall- und Wurfbewegungen geben ließ, welche in ihren Resultaten dem durch die Beobachtung gegebenen entsprach. Lagrange hat daher mit Recht das Genie Galileis

<sup>1)</sup> Laas, a. a. O. S. 261.

weniger in glücklichen Entdeckungen, als vielmehr in der Kraft seines zergliedernden Verstandes gefunden, er sagt: „die Entdeckungen der Jupiterstrabanten, der Venusphasen, der Sonnenflecken u. s. w. erforderten nur Teleskope und Fleiß; aber es bedurfte eines außerordentlichen Geistes, um die Gesetze der Natur in Erscheinungen zu entwirren, die man stets vor Augen gehabt hatte, deren Erklärung aber nichtsdestoweniger den Nachforschungen der Philosophen immer entgangen war“. <sup>1)</sup> Das Trägheitsgesetz hatte also zunächst einen vollständig hypothetischen Charakter, aber der Fortgang der Wissenschaft zeigte, daß es von ganz allgemeiner Anwendbarkeit war, wodurch es in den Rang einer wohlbegründeten Thatsache erhoben werden konnte.

Auch die Entdeckung der Fallgesetze war wesentlich ein Resultat der Spekulation. Als Galilei seine Kugeln auf der schiefen Ebene herabrollen ließ, hatte er bereits die Vorstellung von der gleichförmig beschleunigten Bewegung ausgearbeitet. Er begriff, daß die Vernunft nur das einsehen, was sie selbst entworfen hat und daß sie die Natur nötigen müsse, auf ihre Fragen zu antworten. <sup>2)</sup>

Die Annahme, daß die Fallbewegung gleichförmig beschleunigt sein müsse, scheint sehr naheliegend zu sein. Denn der Druck, den die schwere Masse auf die Unterlage ausübt, weist auf eine Kraft hin, welche die Masse dauernd nach unten zu bewegen strebt. Indessen dieser Druck sagt nichts darüber aus, ob auch noch der fallende Körper dieses Bestreben hat. Das eigentümliche bei der galileischen Vorstellungsweise war, daß er diesen Druck auch während des Fallens selbst voraussetzte, indem er ihn in eine Summe momentaner Antriebe auflöste, durch welche die Bewegung des fallenden Körpers eine gleichförmig beschleunigte werden mußte. Aber die Bestätigung dieser Annahme in den Beobachtungen hatte ihre Schwierigkeiten. Denn die Beobachtungen zeigten kein durchgängig gesetzmäßiges Verhalten, sie zeigten zwar, daß die massiveren Körper nahezu in derselben Weise in beschleunigter Bewegung fielen, bei den leichteren dagegen war dieses nicht der Fall. Diese Thatsachen waren daher geeignet, die platonische Lehre von der Relativität und dem gesetlosen Verhalten der Sinnenwelt <sup>3)</sup> zu bestätigen, welche der wissenschaftlichen Auffassung

<sup>1)</sup> Dühring, Geschichte der Principien der Mechanik, S. 37.

<sup>2)</sup> Kant, Kritik der reinen Vernunft, Vorrede zur zweiten Ausgabe.

<sup>3)</sup> Laas, a. a. O. S. 14.

keinen Gegenstand darbiete, woraus dann folgte, daß die Vorstellung der gleichförmig beschleunigten Fallbewegung nichts weiter war als eine willkürliche Fiktion. Von diesem Standpunkt aus konnte der Rationalist Descartes die galileische Vorstellungsweise als eine willkürliche Erdichtung verwerfen. Er bestritt das Fundament der ganzen galileischen Dynamik. Er hält es für falsch, daß die Geschwindigkeit der fallenden Körper sich gleichförmig vermehre, daß bei der schiefen Wurfbewegung der Körper horizontal sich gleichmäßig weiter bewege u. s. w. und meint, Galilei habe erst bestimmen müssen, was die Schwere sei und so von den ersten Ursachen auszugehen gehabt.

In dem Trägheitsgesetz liegt die Annahme, daß jede Aenderung der geradlinig gleichförmigen Bewegung als verursacht anzusehen ist. Es war indessen naheliegender, die Bewegung selbst als verursacht anzusehen und nicht die Bewegungsänderung. Man dachte auch so vor der Anerkennung des Trägheitsgesetzes, man meinte, die Bewegung sei selbst durch irgend welche Ursachen bewirkt, mit deren Wegfall der Körper in Ruhe kommen mußte. Auch Kepler lebte noch in dieser Vorstellungsweise. Die bewegenden Kräfte, welche die Planeten um die Sonne führten, waren nach seiner Meinung tangential gerichtet, sie mußten in der Entfernung schwächer werden, da die Geschwindigkeit in der Sonnenweite geringer war, von ihnen getragen wurden die Planeten um die Sonne geführt, wie ein Kahn von dem Strom.<sup>1)</sup>

Man kann die Frage aufwerfen, warum gerade die Beschleunigung als verursacht anzusehen ist. Eine Notwendigkeit, es so zu denken, ist auch hier nicht vorhanden, denn dieselbe erscheint als der zweite Differentialquotient des Weges durch die Zeit, es giebt höhere Differentialquotienten, die als Beschleunigungen höherer Ordnung aufgefaßt worden sind,<sup>2)</sup> und es ist nicht einzusehen, weshalb gerade die Beschleunigung erster Ordnung als verursacht anzunehmen sei. Daß die Beschleunigung erster Ordnung gerade diese Bedeutung hat, liegt begründet in der Natur der thatsächlich gegebenen Bewegungen. Dieselben sind nämlich derart, daß sich ihre Beschreibung, wenn man von der Beschleunigung ausgeht, am einfachsten gestaltet, weil die Beschleunigung hierbei einer einfacheren Gesetzmäßigkeit unterliegt, wie die Bewegung selbst. Der freie Fall und Wurf lassen sich einfach

1) Whewell, Geschichte der induktiven Wissenschaften, Uebers., II. T. S. 19.

2) Schell, a. a. O. S. 489.

beschreiben unter Voraussetzung einer vertical abwärts gerichteten constanten Beschleunigung, die Bewegungen der Planeten lassen sich einfach beschreiben unter Voraussetzung einer mit dem quadratischen Verhältnis der Entfernung abnehmenden centripetalen Beschleunigung, für welche Art der Abnahme die dreidimensionale Natur des Raumes eine nahe-liegende Deutung bot.

Indessen die einfache Gesetzmäßigkeit, der die Beschleunigung unterliegt, hätte für sich noch nicht dazu führen können, dieselbe als verursacht anzusehen; denn die Beschleunigung steht in einem rein begrifflichen Verhältnis zur Bewegung. Wie durch drei sich schneidende Geraden ein Dreieck mit seinen Ecken und Winkeln bestimmt ist, so ist auch durch eine Bewegung die Geschwindigkeit und Beschleunigung an allen Stellen der Bahn bestimmt, sowie umgekehrt durch eine gewisse Anfangsgeschwindigkeit und die Beschleunigung an den verschiedenen Stellen die Bewegung bestimmt ist. Die Beschleunigung ist nur im Sinne Schopenhauers ein Grund des Seins für die Bewegung, aber kein Grund des Werdens, sie kann daher nicht ihrem Begriffe nach als ein der Bewegung vorausgehendes Geschehen gefaßt werden.

Daß es doch so aufgefaßt wird, liegt darin, daß man sich die Beschleunigung erklären kann als hervorgerufen durch die Wechselwirkung der Massen. Es zeigt sich nämlich, daß die Beschleunigung nach Stellen des Raums gerichtet ist, an denen sich Materie befindet, beim freien Fall nach der Erde, bei den Planetenbewegungen nach der Sonne. Als diese Thatsachen feststanden, bedurfte es nur der Annahme, daß die materiellen Substanzen in gerader Linie aufeinander anziehend wirkten, welche Annahme ihre Berechtigung an dem auch sonst überall erkennbaren Zusammenhang der Dinge fand. Die Erklärung der Planetenbewegungen vermittels der Gravitation hatte aber wohl zuerst dieser Auffassung der Kraft als Ursache der gegenseitigen geradlinigen Massenattraction zum Sieg verholfen, denn die Fallbewegungen für sich waren noch nicht imstande, eine allgemeine geradlinige Wechselwirkung der Massen zu begründen, sie ließen sich auch erklären unter Voraussetzung einer nach unten gerichteten Fallbewegung, die als erste nicht weiter erklärbare Thatsache hinzunehmen sei, womit dann die Vorstellung der Schwere als einer von der Erde ausgehenden anziehenden Kraft verworfen war. Indem aber Newton von dieser Auffassung der Schwere als einer anziehenden Kraft der Erde aus-

ging, war es ihm gelungen, diese Annahme aus der bekannten Entfernung und Umlaufgeschwindigkeit des Mondes zu bestätigen und dann weiter die von kopernikanischem Standpunkt als elliptisch aufzufassenden Bahnen der Planeten in einfacher Weise zu erklären, womit eine universale Wechselwirkung der Weltsubstanzen erwiesen war.

Diese Wechselwirkung der Weltkörper besteht aber in nichts anderem als in der gegenseitigen Abhängigkeit ihrer Bewegungen, welche Abhängigkeit immer nach demselben Gesetz stattfindet. Wenn man diese Abhängigkeit Anziehung nennen will, so ist dagegen nichts zu erinnern, aber es ist falsch, wenn man hierin den Ausdruck für einen zur Zeit noch unbekanntem Vorgang erblickt, welcher diese Wechselwirkung vermittele. „Sonne und Erde äußern eine Anziehungskraft aufeinander, heißt nichts weiter als: Sonne und Erde bewegen sich im Gegenübertreten gegenseitlich nach einander hin; nichts als das Gesetz kennt der Physiker von der Kraft, durch nichts sonst weiß er sie zu charakterisieren. Man sagt: aber es muß doch ein Grund sein, daß sich Sonne und Erde nach einander hin bewegen. Dieser Grund ist eben nichts als das Gesetz, daß wenn diese Verhältnisse des Zusammenseins von Körpern gegeben sind, diese neuen daraus folgen.“<sup>1)</sup>

Newton selbst wollte die Gravitation in diesem Sinne demnach nur mathematisch nicht physikalisch aufgefaßt haben. Es waren nach seiner Auffassung die Bewegungen der Planeten nur auf einen gemeinsamen mathematischen Ausdruck gebracht worden, aber nicht als Naturvorgänge erklärt. Er konnte es dahingestellt sein lassen, ob die spätere Zeit eine solche Erklärung vielleicht liefern würde, oder ob die Forderung einer Erklärung überhaupt ohne Berechtigung sei. Als die Lehre Newtons Eingang fand, wurde die Gravitation indessen trotzdem als etwas wirklich Existentes, als eine physikalische Kraft gefaßt. Anfangs fand diese Lehre von den fernwirkenden Kräften nur mit Widerstreben Aufnahme, denn man lebte, wie Leibniz z. B., in den durch Descartes verbreiteten Anschauungen, wonach eine Erzeugung von Bewegung nur möglich erschien bei unmittelbarer Uebertragung durch den Stoß, man hielt es für unmöglich, daß ein Körper auf das wirken könne, was er nicht berühre, denn das wäre eben so viel, als einen Körper da als wirksam vorauszusetzen, wo er nicht ist.<sup>2)</sup>

1) Fechner, Atomenlehre S. 108.

2) Leibniz, a. a. O. S. 108.

Erst recht undenkbar erschien es, diese Wirkung durch den leeren Raum anzunehmen, die noch dazu über sehr große Entfernungen momentan stattfinden sollte. Mit der Zeit überwand man diese Scheu vor den fernwirkenden Kräften, man glaubte wirklich, daß in den Massen attractive und repulsive Kräfte ihren Sitz hätten, und so wurde von Kant die Materie vollständig in diesen Gegensatz von attractiven und repulsiven Kräften aufgelöst, so daß im Sinne Kants die Materie nichts weiter bedeutete, als die Erfüllung des Raums mit beiden Kräftearten. Die Planetenbewegungen sollten mittels der Gravitation ihre Erklärung gefunden haben; erklärt waren sie auch, wenn unter Erklärung verstanden wird ihre Zusammenfassung unter einem einfachen und allgemeinen Gesichtspunkt. „Von dem, was überhaupt Erklärung sei, suche und leisten könne, haben sich die verschiedenen Zeitalter und Menschen die verschiedensten Vorstellungen gebildet“.<sup>1)</sup> Die griechischen Astronomen hatten von dem, was eine Erklärung der Bewegungen der Himmelskörper zu leisten hätte, eine andere Auffassung. Diese Bewegungen erfolgten der Wahrnehmung nach gleichförmig auf Kreisbahnen um eine gemeinsame Axe. Es war naheliegend die gleichförmige Kreisbewegung infolge der einfachen geometrischen Eigenschaft des Kreises für die vollkommenste Bewegung zu halten, die daher den Gestirnen als himmlischen Körpern zukommen müsse. Diese Kreisbewegung war ihnen daher ein Gegebenes, das keiner weiteren Erklärung bedurfte, denn sie entsprach vollständig dem Bedürfnis aller Erklärung, Ordnung und Einfachheit in den Vorgängen zu erblicken. Ihr Bestreben war daher darauf gerichtet, die bei der Bewegung gewisser Himmelskörper wahrgenommenen Unregelmäßigkeiten in der Weise zu erklären, daß sie dieselben zu fassen suchten als resultierend aus der Zusammenfügung einfacher Kreisbewegungen, was die Theorie der Epicyklen zu leisten suchte. Auch Kopernikus unterlag noch dieser Denkgewohnheit. Indem er die Bewegung der Planeten auf die Sonne als perspektivisches Centrum bezog, war er immer noch der Meinung, daß dieselbe in Epicyklen erfolge, wodurch die auch für dieses Bezugssystem immer noch bleibenden Unregelmäßigkeiten der Bewegungen ihre Erklärung zu finden hätten. An und für sich hatte der Versuch Newtons, diese Bewegungen aus dem Beharrungsvermögen und einer fingierten Gravitationskraft begreifen zu wollen, nicht mehr Berech-

1) Laas, a. a. O. S. 131.

tigung, wie die Theorie der Epicyklen, erst die Thatfachen haben zu Gunsten der Annahme Newtons entschieden, indem sich alle astronomischen Erscheinungen auf Grund derselben durch dasselbe Gesetz erklären ließen.

Im Gegensatz zu der Ansicht, wonach Erklärung nur einen begrifflichen Zusammenhang darzustellen sucht, meint man, die Naturerklärung wolle ein Dasein, was in keiner Erfahrung gegeben werden könne, in seinen Wirkungen entschleiern. Für diesen Standpunkt werden die Kräfte zu wirklichen Existenzen. Es sind wirkliche zwischen den Massen gestiftete Beziehungen, durch welche diese sich gegenseitig beschleunigen. Es giebt darnach ein in der Wechselwirkung der Massen bestehendes wirkliches Geschehen, von welchem die wahrgenommenen Bewegungen nur die Erscheinungen sein sollen. Die Kräfte haben ihren Sitz in den Dingen, unterschieden von den das Ding charakterisierenden Eigenschaften, ihre Wirkungen erstrecken sich in die Ferne und geben das Dasein der Materie kund. Insofern haben sie jedoch ein Gemeinsames mit den Eigenschaften, als die letzteren nicht an sich existent sind, sondern selbst als Wirkungen von Kräften auf das Bewußtsein, zunächst auf die Sinneswahrnehmung anzusehen sind. Kant, der das sogenannte Innere der Materie für eine bloße Grille erklärte, indem dieses Innere aus nichts anderem als äußeren Verhältnissen bestehe, faßte andererseits doch wieder die Kraft als Causalität der Substanz. Es läßt sich gegen diese Fassung nichts einwenden, wenn hiermit nur ein Ausdruck für den als Thatfache gegebenen Zusammenhang der Dinge mit Rücksicht auf die Bewegungsercheinungen gegeben sein soll. Dieser Zusammenhang besteht aber in nichts anderem, als daß wahrnehmbare Veränderungen des einen Dinges wahrnehmbare Veränderungen in dem andern zur Folge haben, und die Kräfte sollen nur die Bedeutung der Dinge in dieser wahrnehmbaren gegenseitigen Wechselwirkung charakterisieren. „Diese Allgemeinbegriffe wie die der Substanz und Causalität bedeuten nichts, was zu den Anschauungsobjekten hinzukäme oder außerhalb derselben noch einmal selbständige Wirklichkeit besäße, sondern es sollen durch sie nur gewisse allgemeine Existenz- und Beziehungsformen des Wirklichen ausgedrückt werden, zu deren Gestaltung unser Denken durch die sinnliche Wahrnehmung angeregt wird.“<sup>1)</sup>

Es ist namentlich in den Darstellungen der Mechanik die Be-

<sup>1)</sup> Wundt, Methodenlehre, S. 238.

merkung gemacht worden, daß in derselben von den Kräften als den „unbekannten Ursachen der Bewegung“ nichts gelehrt werde, sondern nur von den Geschwindigkeiten und Beschleunigungen der Massen.<sup>1)</sup> Unter Kraft wird in der Mechanik verstanden das Produkt aus Masse und Beschleunigung und die Kraft erscheint somit als ein aus den Begriffen Raum, Zeit und Masse in ähnlicher Weise konstruierter Begriff, wie die Begriffe der Bewegungsgröße, lebendigen Kraft u. s. w., demnach für das Denken ein abgeleiteter Begriff und nicht ein Erstes, was er doch seiner metaphysischen Bedeutung nach, sofern er als Ursache gefaßt wird, zu sein beansprucht. Indessen der Begriff der Kraft war vor dieser Definition, die er in der Mechanik erhalten hat, da, während die anderen genannten Begriffe erst mit der Mechanik zur Entwicklung gelangten.

Der gewöhnliche Verstand verbindet mit dem Begriffe der Kraft eine psychophysische Vorstellung, er denkt an die Fähigkeit seines Körpers, der infolge der Causalität seines Ich äußere Bewegungen auszuführen imstande ist, welche Ausführung sich jedoch dem Körper durch Empfindungen als größerer oder geringerer Widerstand bemerkbar macht. Dieser Zusammenhang zwischen der Vorstellung von der Causalität des Ich, der als Widerstand wahrgenommenen Empfindung und der gewöhnlich durch den Gesichtssinn wahrgenommenen Wirkung, einer Bewegung, wird nun symbolisch selbst da vorausgesetzt, wo weder von einer Causalität des Ich noch von einer Empfindung die Rede sein kann. Man spricht von dem Druck, den die Masse auf die Unterlage ausübt, von dem Zug, den ein Faden durch ein Gewicht erleidet, von dem Widerstand, den eine ruhende Masse der Bewegung durch eine andere entgegensetzt. Der Druck eines Gewichts auf die Hand ist eine positive Empfindung, aber von dem Druck des Gewichts auf einen anderen als empfindungslos zu denkenden Gegenstand zu sprechen, hat nur Sinn durch den Gedanken der möglichen Empfindung, welche die Hand an Stelle jenes Gegenstandes haben würde. Der gemeine Verstand glaubt in derselben Weise, daß die Dinge außer seiner Wahrnehmung existieren, wenn er aber tiefer zusieht, so wird er erkennen, daß die Dinge, die er sich als existierend vorstellt, nichts weiter sind als lauter eventuelle Wahrnehmungen, denen er aber infolge ihrer Variabilität und Relativität kein objektives Sein zuschreiben darf.

<sup>1)</sup> Schell, a. a. O., Vorwort.

Ebenso hält er die Kräfte für objektiv existierend. Wenn z. B. eine bestimmte Menge Luft auf einen kleineren Raum comprimiert wird, so unterscheidet sich dieselbe in dem comprimierten Zustand von dem ursprünglichen dadurch, daß sie ein kleineres Volumen hat, außerdem ist aber in derselben eine Spannung entstanden, die die Wände des Gefäßes drückt. Wenn man aber dieser Vorstellung auf den Grund geht und zusieht, wie denn diese Spannung eigentlich objektiv existent zu denken ist, so bleibt nichts als die Vorstellung von einer geringen Ausdehnung, die das Gefäß erleidet, wodurch dieses unter Umständen zerprengt wird, von der Spannung selbst aber nichts. Man hat daher schon oft dem statischen Kraftbegriff, wonach die Kraft eine Bewegung hervorzubringen strebt, Dunkelheit vorgeworfen.<sup>1)</sup> Die Begriffe von Zug, Druck, Widerstand, Spannung existieren nur als Empfindungen. Der mechanische Kraftbegriff, die Massenbeschleunigung, war dagegen vollständig klar, wie die Elemente, aus denen dieser Begriff zusammengesetzt ist. Indessen auch bei der Massenbeschleunigung haftet der Kraftbegriff wesentlich an der Vorstellung von dem Widerstand, den die Masse einer Beschleunigung entgegensetzt, oder von dem Andrang, den die beschleunigte Masse auszuüben imstande ist, was nichts weiter als Empfindungsvorstellungen sind. Abgesehen von diesen Vorstellungen wären die Bewegungen der Massen nichts weiter als Gesichtssphänomene, die sich widerstandslos ereigneten. In der That, daß die bewegte Masse auf den Tastsinn einzuwirken vermag, wodurch die Kraftempfindung entsteht, liegt die Veranlassung, daß der Kraftbegriff seine objektive Bedeutung an der bewegten Masse erhielt, indem sich ein gesetzmäßiger Zusammenhang zwischen der Kraftempfindung und den wahrgenommenen Bewegungen erkennen ließ.

Alle Beobachtungen, die zur Feststellung der Bewegungsgeetze gemacht werden mußten, sind durch den Gesichtssinn zustande gekommen. Der freie Fall und die Bewegungen der Himmelskörper waren als Gesichtssubjekte gegeben, selbst die Bestimmung der Massen, die unmittelbar durch die Druck- und Widerstandsvorstellungen gegeben sind, geschieht an der Wage, wobei es sich nur um Beobachtungen des Gesichtssinnes handelt. Bewegung kann überhaupt nur anschaulich vorgestellt werden als Gesichtssubjekt und ist dann entweder in der Wahrnehmung gegeben oder als Gesichtssubjekt in der Phantasie re-

<sup>1)</sup> Fick, Ursache und Wirkung, S. 39, Kirchhoff, a. a. O., Vorrede.

producirt. Daß mit dem Tastsinn Bewegung wahrgenommen werden kann, z. B. die Gestalt eines Körpers dadurch zu erkennen ist, liegt als Thatsache vor. Aber diese Bewegung und Gestalt wird hierbei stets phantasiemäßig vorgestellt als Gesichtsobjekt. Der Gegenstand der Mechanik war daher die Charakterisierung von Gesichtsphänomenen oder wenn man will, da es nur auf die begrifflichen Verhältnisse der Bewegung, nicht auf ihre sinnliche Erscheinung ankam, die Charakterisierung von Phänomenen der reinen Raumanschauung. Die Begriffe von Masse und Kraft sind indessen nicht aus Gesichtswahrnehmungen entstanden, und daß dieselben einen Gegenstand in den durch den Gesichtssinn gegebenen Bewegungserrscheinungen fanden, war keineswegs selbstverständlich. Diese beiden Begriffe von Kraft und Masse müssen sich aus den durch beide Sinne gemachten Wahrnehmungen entwickelt haben. Man hat hierüber anders gedacht. Hinsichtlich des Begriffs der Masse sind stets rationalistische Ansichten in Geltung gewesen, wonach die Masse als Quantität der Materie gefaßt wurde, welche als das an sich Existente, die Substanz die Grundlage der Dinge bildete und durch keine Sinneswahrnehmung gegeben werden könne. Selbst der Sensualist Locke hielt die Dichte für eine primäre Eigenschaft, die demgemäß den Dingen an sich zukäme. Es schien diese speculative Vorstellung von der Substanz auch in einer Reihe wissenschaftlicher Thatsachen ihre Bestätigung zu finden. Das Gewicht, in welchem man den zahlenmäßigen Ausdruck für die Masse erkannte, zeigte sich als eine vollständig constante Größe, es blieb dasselbe, wenn ein Körper aus einem Aggregatzustand übergeführt wurde in einen andern, es blieb dasselbe, wenn in chemischer Verbindung aus zwei Körpern ein neuer entstand mit ganz anderen Eigenschaften. Durch diese Thatsachen veranlaßt, war die atomistische Hypothese entstanden. Darnach wurden alle Vorgänge gefaßt als Verbindung und Trennung von kleinsten an sich existenten Substanzen. Von der Masse wurde dann gewöhnlich gesagt, sie sei die Summe aller materiellen Teile. Aber diese Definition hatte doch nur dann Sinn, wenn Atome von ganz gleicher Beschaffenheit als Substanzen vorausgesetzt wurden, als deren verschiedenartige Gruppierungen dann die Stoffe aufzufassen waren. Diese Ansicht schien auch ihre Unterstützung zu finden in der Thatsache, daß die Atomgewichte der chemischen Elemente durch ganze Zahlen ausgedrückt wurden. Darauf gestützt bildete Prout seine Hypo-

these, wonach die Atomgewichte aller Elemente Multipla vom Atomgewicht des Wasserstoffs seien, welche Hypothese von selbst dazu führte, in dem Wasserstoff das Urelement zu vermuten.<sup>1)</sup> Die genaueren Atomgewichtsbestimmungen der neueren Zeit haben indessen gezeigt, daß die Atomgewichte nur annähernd ganze Zahlen sind, womit die ganze Hypothese fällt. So lange man damit ausreicht, wird man an der Annahme festhalten, daß die Materie den Raum in kontinuierlichem Zusammenhang erfülle, wie sie es zu thun scheint. Es ist neuerdings behauptet worden: „Die Physik kann und muß der Vorstellung von Molekülen und Atomen entbehren“.<sup>2)</sup>

Eine allgemeine Materie ohne Bestimmungen gedacht, ist nur eine Abstraction. In der Wahrnehmung gegeben und als existierend denkbar ist nur die mit bestimmten Sinnesqualitäten erfüllte Materie die besondere Stoffart. Zum Begriffe des Stoffes gelangt man durch die Thatsache, daß „Gestalt und Größe eines Dinges durch mechanische Ursachen veränderbar sind, ohne daß der Verein der übrigen Qualitäten durch diese Veränderung irgend wie berührt würde“.<sup>3)</sup> Die Gestalt hängt demnach „von äußeren mechanischen Bedingungen ab; d. h. sie ist relativ unwesentlich. Nicht unwesentlich, sondern wesentlich ist natürlich das generische Moment, daß jedenfalls Gestalt und Größe vorhanden ist“.<sup>4)</sup> Der Stoff ist demnach die kontinuierliche Raumerfüllung mit bestimmten Qualitäten, wobei jeder einzelne Raumteil diese bestimmten Qualitäten zeigt. Bei derselben Stoffart hat es Sinn von einem Quantum zu sprechen, indem man sich dieselbe Menge doppelt und irgendwie vervielfacht setzen kann, so daß bei derselben Stoffart das Quantum dem Volum proportional ist. Zwei Körper aus demselben Stoff lassen sich demnach unmittelbar hinsichtlich ihrer Quantität Materie oder ihrer Masse vergleichen.

Die Vergleichung der Massen von Körpern aus verschiedenen Stoffen ist indessen nur durch Beobachtung des mechanischen Verhaltens derselben möglich. Die Empfindung von dem Widerstand, den eine Masse der Bewegung durch die Hand entgegensetzt, oder von dem Andrang, den die bewegte Masse gegen die Hand ausübt, bildeten für diesen Begriff die Grundlage. Man erkannte außerdem, daß

<sup>1)</sup> Wundt, Methodenlehre, S. 414.

<sup>2)</sup> Wernike, Elementar-Mechanik, S. XI.

<sup>3)</sup> Schuppe, Erkenntnistheoretische Logik, S. 587.

<sup>4)</sup> Schuppe, ebend.

dieser Andrang abhängig ist von der Geschwindigkeit, und es scheid so der Begriff der Masse aus der Vorstellung von dem Andrang aus, indem der letztere gleich dem Produkt aus Masse und Geschwindigkeit zu setzen war und den Kraftbegriff auf die bewegte Masse anzuwenden erlaubte. Man definiert demnach zwei Massen aus verschiedenen Stoffarten als gleich, welche bei derselben Geschwindigkeit den gleichen Andrang ausüben. Dieser Andrang wird also ursprünglich als Tastempfindung geschätzt. Aber die durch den Gesichtssinn an den Bewegungen gemachten Beobachtungen sind derart, daß auch hier diese Vorstellung von dem Andrang ihre Bedeutung behält, indem auch hier diese als gleich geschätzten Massen das gleiche Verhalten zeigen. Wenn zwei durch den Tastsinn als gleich erkannten Massen beim Stoß mit gleicher Geschwindigkeit gegeneinander anlaufen, so ist ihre Wirkung die gleiche, wenn bei einer Centralbewegung der centrifugale Andrang, den die Masse infolge der Aenderung des Bewegungszustandes ausübt, gemessen wird, so findet man auch hier, daß dieser Andrang bei den durch den Tastsinn als gleich erkannten Massen der gleiche ist. Man kann also zwei Massen als gleich definieren, welche in einem gegebenen Falle bei gleicher Geschwindigkeit dieselbe Wirkung ausüben, diese Definition gewinnt aber allgemeine Giltigkeit durch die Naturthatsache, daß diese als gleich definierten Massen auch in jedem anderen Falle und bei jeder anderen gleichen Geschwindigkeit dieselbe Wirkung ausüben.

Es ist schon bemerkt, daß sich an die bewegte Masse die Vorstellung einer dem Produkt von Masse und Geschwindigkeit entsprechenden Kraftgröße knüpft. Diese Kraftgröße hat ihren Inhalt in der Beziehung auf die eventuelle Empfindung, die der Andrang dieser bewegten Masse auszuüben vermag. Die Betrachtung der Bewegungen als reine Anschauungsobjekte hatte schon zum Trägheitsgesetz geführt, darnach erhielt dasselbe die Fassung: daß die Materie sich selbst überlassen geradlinig und gleichförmig sich fortbewegt. Mit Beziehung auf den Kraftbegriff erhält dasselbe hier noch den Zusatz, daß die Masse gegen jede Aenderung des Bewegungszustandes einen ihrer Größe entsprechenden Widerstand entgegensetzt. Dieser Zusatz ist nicht etwa schon als Folgerung in der ursprünglichen Fassung des Trägheitsgesetzes enthalten, denn darnach ist allerdings jede Aenderung des Bewegungszustandes als verursacht anzusehen, indessen wäre es denkbar,

daß diese Aenderung des Bewegungszustandes ganz widerstandslos erfolgte. Das Licht bewegt sich in gerader Linie, bei dem Eintritt in durchsichtige Körper wird es gebrochen, aber die Vorstellung von einem Widerstand, den der Lichtstrahl der Brechung entgegensetzt, ist nicht vorhanden. Wenn indessen die Kraft als Massengeschwindigkeit gefaßt wird, so ist es klar, daß wenn die Geschwindigkeit vergrößert oder vermindert wird, damit auch Kraft aufgewandt sein muß, aber daß auch mit der Aenderung in der Richtung der Bewegung, wobei die Größe der Geschwindigkeit dieselbe bleibt, Kraftwirkung verbunden ist, erscheint nicht selbstverständlich. Descartes dachte hierüber anders. Die Seelen waren nach seiner Meinung nicht imstande die Summe der vorhandenen Bewegung abzuändern, also neue Bewegung zu erteilen oder zu vernichten, wohl aber konnten sie die Richtung abändern, er sah also nur in der Aenderung der Bewegungsgröße einen Kraftaufwand, aber nicht in der Abänderung der Richtung.

In der bewegten Masse ist also insofern eine gewisse Kraft existent, als diese Bewegung durch animalische Bewegungen, mit denen Kraftempfindung verbunden ist, erzeugt und vernichtet werden kann. Diese Kraftempfindung ist keine genau meßbare Größe, sie hat nur ihren bestimmten Grad und wir empfinden, daß dieser Grad mit der bewegten Masse und Geschwindigkeit größer wird, aber nicht, daß diese Kraftempfindung genau gleich dem Produkt aus Masse und Geschwindigkeit zu setzen sei. Daß aber die Kraft gleich der Massengeschwindigkeit gesetzt wird, liegt begründet an objektiven genau meßbaren Vorgängen, die keinen Bezug auf die Empfindung nehmen. Es zeigt sich nämlich, daß dieselbe Ursache der Bewegung immer dieselbe Massengeschwindigkeit hervorruft. Unter Ursache der Bewegung ist aber hier zu verstehen nichts geheimnisvoll Transcendenten, sondern ein Vorgang oder Gegenstand der nichts als Erscheinung ist und durch dessen Dasein auch eine Bewegung gesetzt ist. Bei der Atwoodschen Fallmaschine ist Ursache der Bewegung das auf der einen Seite liegende Uebergewicht, bei der Bewegung eines Pfeiles ist Ursache die Sehne in dem gespannten Zustand. Bei derselben so gefaßten Ursache der Bewegung tritt die hervorgerufene Massengeschwindigkeit als eine constante Größe auf, derart, daß bei einer größeren Masse eine in demselben Verhältnis kleinere Geschwindigkeit erteilt wird, so daß das Produkt aus Masse und Geschwindigkeit dasselbe bleibt. An der

Fallmaschine läßt es sich bestätigen, daß bei demselben Uebergewicht die Beschleunigung in umgekehrtem Verhältniß zur gesammten bewegten Masse steht. Man war daher berechtigt, nach der Massengeschwindigkeit die Größe der Bewegungsursache zu messen und die Bewegungsursache in Hinblick auf die erzeugbare Bewegung als Kraft zu fassen.

Als Ursache der Bewegung scheint in anderen Fällen etwas vorausgesetzt werden zu müssen, das nicht wahrnehmbar ist; die Schwerkraft und Gravitation, auch die magnetischen und elektrischen Kräfte sind als solche nicht wahrnehmbare Ursachen gefaßt worden, die geheimnißvoll in den Dingen ihren Sitz haben und die Bewegungen bewirken. Die hierdurch bewirkten Bewegungserscheinungen erscheinen räthselhaft, während die Bewegungen, die durch Druck und Stoß hervorgerufen sind, als einleuchtende, denknotwendige Folgen dieser Ursachen erscheinen. Dagegen ist bereits von Hume bemerkt worden, daß wir von dem Wesen der Mittheilung der Bewegung beim Stoß so wenig einen Begriff hätten, wie von der causalen Hervorbringung irgend eines andern Vorgangs. Daß die Uebertragung der Bewegung beim Stoß als selbstverständlich erscheint, liegt begründet in Folgendem. Die Sinneswahrnehmungen, namentlich die Wahrnehmungen des Gesichtsinnes sind uns in einer solchen räumlichen Ordnung gegeben, daß sie als die verschiedenartigen Ansichten von dreidimensionalen Körpern erscheinen, die ein im ganzen beharrliches Dasein aufweisen. Dieses beharrliche Dasein schließt als Folge ihre Undurchdringlichkeit ein, und hierdurch erscheint die Wirkung beim Stoß hervorgebracht. Hierzu kommt, daß die Bewegung des gestoßenen Körpers ein Vorgang ist, der an derselben Stelle anfängt, wo die des stoßenden endigt, wodurch die räumliche Stetigkeit der beiden Vorgänge gewahrt ist. Es erscheint nämlich als eine Denknotwendigkeit, anzunehmen, daß ein Vorgang nur dann auf einen anderen folgen könne, wenn er mit ihm in einem continuierlichen räumlichen Zusammenhang stehe; daher konnte man, wie Leibniz z. B., es nicht begreifen, wie ein Körper auf das wirken könne, was er nicht berühre, daher die wiederholten Versuche das „Räthsel der Schwerkraft“ erklären zu wollen aus den Stoßwirkungen eines hypothetischen Äthers, daher die Annahme von einer continuierlichen Fortpflanzung des Lichtes in Strahlen selbst durch den leeren Raum, wo es nicht existent sein kann, da es erfahrungsgemäß nur gegeben ist als Eigenschaft der materiellen Dinge. Von

seinem positivistischen Standpunkt aus, der sich nur an das erfahrungsmäßig Gegebene hält, hat Comte bemerkt: 1) Derselbe Newton, der so gerne die Physik vor der Metaphysik gewarnt hätte, habe sich doch durch herrschende Denkgewohnheiten so weit bringen lassen, daß er das Licht als eine selbständige unabhängig von dem leuchtenden Körper existierende Substanz gefaßt hätte, was eine ebenso metaphysische Voraussetzung wäre, wie die Annahme einer Schwere, die unabhängig von dem schweren Körper ihre eigene Existenz hätte.

Sieht man von dieser Denkgewohnheit, die Wirkung in räumlichem Zusammensein mit der Ursache erblicken zu müssen ab, dann erscheint die Fernwirkung ebenso rätselhaft und auch so begreifbar, wie die Wirkung beim Druck und Stoß. Denn in letzter Instanz ist „aller causale Zusammenhang reines unbegreifbares Factum. Wie die Ursache es macht, die Wirkung aus sich hervorzubringen, kann niemand ahnen“. 2)

Die Schwerkraft bringt diesen causalen Zusammenhang, der zwischen der Erde und den Massen auf derselben besteht, zum Ausdruck. Das Gewicht und der freie Fall sind die hierdurch bewirkten Erscheinungen, deren Erforschung zur Annahme dieses causalen Zusammenhangs geführt haben muß. Hierbei zeigt sich zunächst, daß das Gewicht, der Druck auf die Unterlage, der Masse proportional gesetzt werden muß, was als eine wichtige Thatsache hervorzuheben ist. Die Massen werden ihrer Größe nach zunächst abgeschätzt aus der Größe des Andranges, den sie bei gleicher Geschwindigkeit auszuüben imstande sind, etwas anderes aber ist der Druck, den die Masse auf ihre Unterlage ausübt. Wie die Schwingungen einer Magnetnadel nicht nur von ihrer Massenverteilung abhängen, sondern noch die besondere Ursache des Erdmagnetismus voraussetzen, ebenso könnte der Druck auf die Unterlage nicht einfach proportional der Masse sein, er wäre dann zu erklären als Folge der Schwerkraft, die dann eine ebenso substantielle von der Materie verschiedene Existenz haben müßte, wie der Magnetismus. Daß die Thatsachen so liegen, ermöglicht es, die Materie selbst als diesen Träger zu nehmen und die Schwere als Massenattraction zu fassen.

Die Erfahrung zeigte, daß diese Anziehung der Massen ihre

1) Cours de philosophie positive, II. S. 639.

2) Schuppe, a. a. O. S. 184.

Ursache hatte in dem Dasein der Erdmasse. Aus den Erscheinungen der Fallbewegung und des Gewichtes war diese Folgerung noch nicht zu ziehen, denn diese Erscheinungen bewiesen nur die Bewegungstendenz der Massen nach dem Erdcentrum, aber nicht irgend einen Zusammenhang dieser Erscheinungen mit der Masse des Erdkörpers. Die Erfahrung zeigte indessen, daß die Länge des Sekundenpendels nach der geographischen Breite verschieden war und daraus mußte man schließen, daß das Gewicht nicht etwas durch die Masse an sich Gesetztes war, sondern daß es an Orten verschiedener geographischer Breite verschieden sei und demnach nur in Relation zur anziehenden Erde existierte. Dadurch wurde die Schwerkraft zu einem Beziehungsbegriff. Es lag jetzt nahe, diese Massenattraction, welche für die Erde und die Weltkörper vorausgesetzt war, auch zwischen den irdischen Massen wirksam zu denken, welche Annahme sich durch die Beobachtung bestätigen ließ, indem Cavendish wahrnahm, wie eine große Bleimasse eine Metallkugel ablenkte und Maskelyne die Ablenkung des Pendels in der Nähe eines Gebirgzugs feststellte.

Dem Begriff der Kraft kommt die Entscheidung darüber zu, ob eine Bewegung als wirklich oder als scheinbar vorauszusetzen ist. „Wir halten immer diejenige Bewegung für wirklich, welche unseren Willensregungen oder den mechanischen Voraussetzungen und Gesetzen entspricht.“<sup>1)</sup>

Bei irdischen Bewegungen kommt diese Frage gewöhnlich in einfacher Weise zur Entscheidung. Die Umgebung bietet eine Menge Dinge, die ihre gegenseitige Lage nicht ändern und daher als ruhend angesehen werden und dieses umsomehr, da sich bei den hierauf bezogenen Bewegungen gewöhnlich eine bewegende Ursache wahrnehmen läßt. Wir halten deshalb unseren Körper für bewegt und nicht die Gegend, durch die wir gehen, wir halten das Schiff für bewegt und nicht die Ufer, da in beiden Fällen die bewegenden Kräfte wahrgenommen werden. Das Trägheitsgesetz war durch Beobachtungen an irdischen Bewegungen erkannt worden, eine Kugel rollte auf einer Bahn geradlinig umso weiter, je glätter die Bahn war, der im Kreis geschleuderte Körper flog losgelassen in der Richtung der Tangente ab. Wenn man aber auf die Rotation der Erde Rücksicht nahm, so war diese Bewegung nicht geradlinig, da alle Körper an dieser Rotation

<sup>1)</sup> Laas, a. a. O. S. 28.

teilnahmen. Das Trägheitsgesetz wurde indessen dadurch nicht umgestoßen, vielmehr fand es in gewissen zur Begründung der Erdrotation gemachten Beobachtungen seine Bestätigung. Es erklärte die Drehung des Foucault'schen Pendels, die Abplattung der Erde, die Abweichung aus der Höhe fallender Körper von der Verticalen. Damit aber drängte sich die Frage auf, an welchem Bezugsobjekt dann festzusetzen sei, ob ein Körper sich geradlinig und gleichförmig bewege. Für die zuletzt erwähnten Erscheinungen war die Beziehung auf die ruhenden irdischen Objekte nicht mehr ausreichend, sie mußten bezogen werden auf ein Coordinatensystem, das starr mit der Erdoberfläche verbunden ist und keinen Teil nimmt an der Rotation. Für optische Erscheinungen, wie die Aberration des Lichtes der Fixsterne, das in seiner Bewegung auch dem Trägheitsgesetz folgt, war auch dieses Bezugssystem nicht ausreichend. Diese Erscheinung ließ sich erklären aus der schon aus anderen Gründen angenommenen Umwälzung der Erde um die Sonne, welche Annahme demnach durch die große Entdeckung Bradley's eine weitere Bestätigung fand.

Der Gedanke, daß die Natur einfacher sein müsse, hatte zunächst den Kopernikus veranlaßt, den irdischen Standpunkt zu verlassen und die Bewegungen der Himmelskörper auf die Sonne als perspektisches Centrum zu beziehen. Es war also ein rein formeller Grund, der die kopernikanische Auffassung begründete. Kopernikus hielt diese Bahnen, noch der Tradition von der vollkommenen Kreisbewegung folgend, für epicyclisch, und erst durch mühsame Arbeiten gewann Kepler aus den Aufzeichnungen Tycho's über den Stand des Mars die große Entdeckung, daß diese Bahnen relativ zur Sonne Ellipsen seien. Durch Newton kam dann das kopernikanische System über die formelle Begründung aus der Einfachheit der Natur hinaus, indem es ihm gelang, diese elliptischen Bahnen aus den durch Galilei gewonnenen Begriffen der beschleunigenden Kraft und Trägheit zu erklären. So kam also auch hier die Frage nach der wirklichen Bewegung in derselben Weise zur Entscheidung, wie bei den gewöhnlichen Bewegungen auf der Erde. Wirklich ist bei diesen eine Bewegung, wenn eine bewegende Ursache wahrnehmbar ist, ebenso liegt auch bei den Planetenbewegungen im Begriffe der Kraft der Grund ihrer Wirklichkeit.

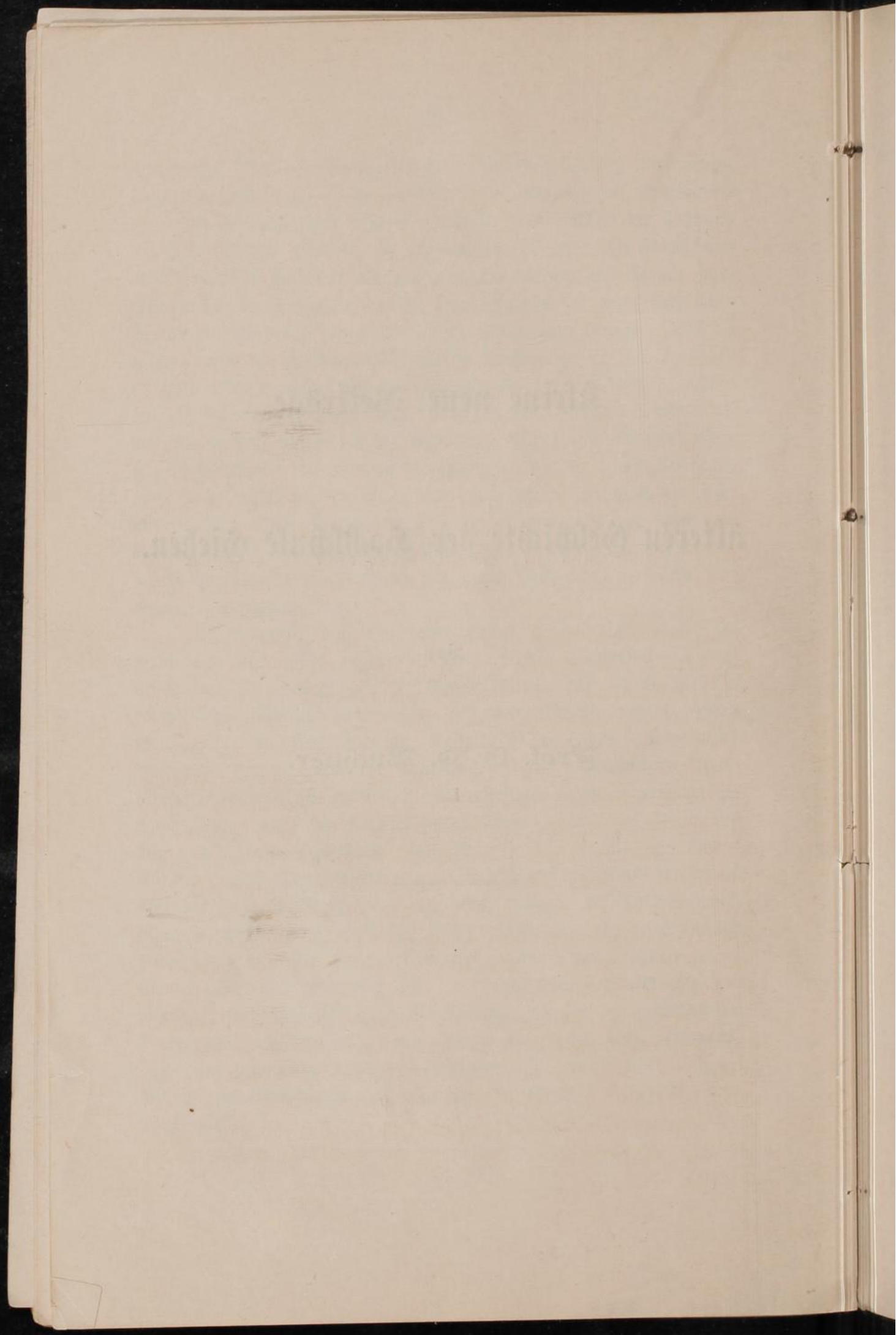
---

Kleine neue Beiträge  
zur  
älteren Geschichte der Hochschule Sießen.

Von

Prof. Dr. G. Buchner.

---



Vorbemerkung. Eine ausführlichere Geschichte unserer Universität ist noch nicht geschrieben. G. L. W. Nebel, Crome, Klein, Hesse, Wasserichleben, Hoffmann und einige Aeltere und Neuere haben sehr schätzenswerte Beiträge dazu geliefert: ich habe sie bei nachstehender kleiner Arbeit nur insoweit benutzt, als es für das allgemeine Verständniß nötig war. So mag gleich an die sehr bekannte Thatsache nur erinnert werden, daß unsere Hochschule durch die Religionswirren in Marburg ihren Ursprung hatte. Landgraf Moriz von Kassel war durch seinen Uebertritt zur reformierten und seinen Abfall von der lutherischen Lehre nach dem Testament Ludwigs IV. seiner Erbschaft für verlustig zu erklären. Doch ging das nicht so schnell. Unterdeß aber war Moriz sehr thätig bei der Durchführung der reformierten Lehre in seinen Landen, und als er auch die von Philipp dem Großmütigen 1527 gegründete stets rein lutherische Universität Marburg zu reformieren begann, widersetzten sich einige Professoren der Theologie und wurden 1605 deßhalb ihres Amtes entsetzt. Landgraf Ludwig V. nahm sich ihrer an, beschied sie nach Darmstadt, um weitere Schritte mit ihnen zu beraten, und die Folge war die Gründung eines Gymnasium illustre und eines Paedagogium trilingue noch in demselben Jahre. Am 10. Oct. 1605 wurden beide Anstalten in Gießen feierlich eröffnet.

Zwei Jahre später waren die Privilegien des Kaisers erwirkt, und die erstere Anstalt wurde in eine rein lutherische Universität verwandelt und als solche am 7. Oct. 1607 feierlichst eröffnet; sie erfreute sich sofort eines hohen Rufes und starken Besuchs.

Infolge eigentümlicher politischer Verhältnisse bei den beiden hessischen Fürstenhäusern wurde die neue Hochschule Gießen 1625

mit der älteren zu Marburg vereinigt, ohne in derselben aufzugehen. Als aber im hessischen Bruderkriege Marburg 1645 von den kasselschen Truppen unter Geise eingenommen, und Anfang 1646 auch das Schloß vom Kommandanten Willich übergeben worden war, fiel Marburg wieder an die kasselsche Linie. Anfangs versuchte man die Hochschule zweiherrig weiterzuführen, dann aber wurde Vermögen, Inventar und Bibliothek nach Vertrag geteilt, und so kam 1650 die Universität dauernd wieder nach Gießen zurück. Durch die Zwischenzeit von 1625—1650, wo unsere Hochschule in Marburg war, wird deren Geschichte in keiner Weise unterbrochen.

Ich habe bei den nachstehenden Bruchstücken zur Geschichte unserer Hochschule vorwiegend den schriftlichen Verkehr zwischen dem Landesherrn und der Regierung einerseits und der Universität andererseits benutzt und aus dem reichlich fließenden, wie ich glaube, wenig bekannten Material namentlich das herausgenommen, was in Bezug auf das Personal der Hochschule von kultur- und sitten-geschichtlichem Interesse schien.

**Die Professoren.** Allezeit legten die Landesherren ein wesentliches Gewicht darauf, daß sie bei Berufungen von Professoren die einzige Entscheidung hätten. So erklärte sich Landgraf Ludwig V. 1618 dahin: „Sonsten aber die nomination, observanz, maiora u. a. betr. verstehn Wir nicht anders, dann wenn Wir Unserem gnädigsten Wohlgefallen nach etwa Curer sämtlichen, oder mehreren oder eines Theils Bedenken in Bestellung der Professionen bishero erfordert, oder künftig zu erfordern für gut ansehen, daß gleichwohl die Bestellung der Professionen jederzeit allein frei und lediglich bei Uns verbleibet“. Es wird dann noch ausgeführt, wenn seither vom akad. Lehrkörper bei Erledigung von Professuren Vorschläge und Bedenken eröffnet worden seien, so habe er, der Herr, dies nicht für unrätlich ermesen, auch die Vorschläge und rationes wohl erhört, auch sei er geneigt, es künftig ebenso zu halten, immer aber bleibe der Ausschlag und die Bestellung ihm selbst vorbehalten.

Ähnlich spricht sich Landgraf Georg II. 1641 aus: „Wiewohl nun Unsere stat. acad. mit sich bringen, daß Uns Ihr ganz ohnsaumhaft sowohl des verstorbenen Professoris Ableben berichten, als auch ein und mehr zur Ersetzung der erledigten Stelle qualifizierte subiecta nominiren und vorschlagen sollet“ zc.

Als dennoch 1681 Dr. David Christiani von Rheinfels zur vierten Stelle in der theol. Fac. berufen wurde, rescribierte die Landgräfin Elisabeth Dorothea: „So erinnern Wir Uns auch gar wohl, was in statut. acad. wegen dergl. Bestellungen, und sonderlich, daß der Landesfürstl. Herrschaft jedesmal frei und bevorstehe, eine Person nach Gutbefinden zu einer vacirenden Profession zu verordnen, ja wenn auch schon keine erledigt wäre, dennoch aus erheblichen Ursachen gar einen supernumerarium Professorem anzusetzen“.

Der Prof. der Mathematik Aug. Bagetius war 1700 gestorben; es präsentierte der Senat verschiedene subiecta; Landgr. Ernst Ludwig aber schrieb zurück: „Nachdem nun unsere intention jederzeit gewesen und noch ist, daß zu einer erledigten Professorstelle bei besagter Unserer Universität nicht solche Leute, die nur den Namen eines Professoris tragen können und halb, sondern die wohlgelehrt und recht tüchtig sind, bestellt werden zc.“

Rebel spricht in seiner „kurzen Uebersicht einer Geschichte der Universität Gießen“ (Marburg 1828) S. 29 von den Professorengehalten. Dieselben waren von Beginn der Hochschule an so hoch ange setzt, daß auch Gelehrte ersten Ranges damit zufrieden waren. Durch Verminderung des Münzfußes, durch Steigerung der Preise der Lebensmittel, sowie durch andere Ursachen aber verminderten sich die in Wirklichkeit gleichbleibenden Gehalte immer mehr und konnten nur durch persönliche Zulagen oder Nebenämter aufgebeffert werden.

So hatte der Rektor von 1629 an jährlich 50 fl. Zulage zu seinem Professorgehalte. Während der Drangsale des 30jähr. Krieges aber wurde bei den leeren Klassen dieser Zuschuß zurückgezogen. Auf eine Bitte an den Landgrafen 1652 wurde bis zu einem besseren Stand der Klassen vertröstet, und erst 1666 wurden die ehemals gereichten 50 fl. in eine Naturallieferung von 50 Möt Korn verwandelt, welche die Vogtei Marburg auf des Rektors Kosten zu liefern hatte.

Einige Zahlen zeigen am besten, wie gering die Gehalte im 18. Jahrh. geworden waren.

1726 blieb nach dem Tod des Profanzlers Prof. jur. primar. Weber der Gehalt des Prof. Hartung mit 325 fl. unverändert, Prof. Gruber aber erhielt zu seinen 325 fl. noch 50 fl. Zulage; der Prof. Kayser bezog 300 und Prof. Wahl 250 fl., Leutner und Gstor je 50 Rthlr. Als Hartung 1728 starb, stieg Kayser auf

400 fl., Wahl auf 350 fl., Prof. Gstor auf 300 und Prof. Stockhausen auf 250 fl.

1729 verordnete Serenissimus, daß Prof. primar. Schupart 370 fl., Prof. Liebknecht 300 fl., Prof. Mah 300 fl., Prof. Masson 280 fl., der neu bestellte Prof. poeseos Alefeld 120 fl. nebst der halben Fruchtbesoldung erhielten. Die übrigen Professoren wurden angewiesen Geduld zu haben, bis sie nachrückten.

Freilich fehlte es niemals an Beschwerden und Bitten, und hatten dieselben nicht selten auch guten Erfolg.

1735 wurde bestimmt, daß bei den ordentlichen Professoren die Besoldung mit dem Beginn desjenigen Vierteljahres anfange, in welchem er seine Antrittsrede hielt, bei den außerordentlichen Professoren aber vom Ausstellungstag des Decrets.

Schon von 1685 an wurde denjenigen Professoren, welche selbst um die Profession ansuchten und solche erhielten, keine Reisekosten vergütet, denjenigen aber, welche vociert wurden, sollten deren Reisekosten aufs leidlichste tractiert werden. So erhielt 1696 Prof. Gernand 90 fl., 1740 der Prof. Senckenberg 200 fl. Aufzugskosten vergütet, dem Kanzler Ludovici aber wurden 1721 dieselben abgeschlagen, „weisen sie dergleichen Titula Geheimeräthen zu thun nicht schuldig jene“. Auch Prof. Böhm erhielt 1745 keine Reisevergütung, „weil er um die Professur per memoriale nachgesucht und nicht ordentlich vociert worden“.

In jeder größeren Körperschaft hat es zu allen Zeiten Freund- und Feindschaften gegeben. Daß auch der Lehrkörper unserer Hochschule nicht davon ausgenommen war, beweist das Rescript des Landgrafen beim Visitations-Abchied von 1575, für Marburg, das auch für Gießen zu Grund gelegt wurde. Da heißt es: „Die Professoren sollen unter einander einig sein, keiner dem anderen heimlich oder öffentlich Verdruß erwecken, sondern jeder seiner Profession zum treulichsten warten, auch sämmtlich ihr Thun dahin richten, daß die Universität Gott zur Ehre, dem Vaterland und gemeinem Nutzen zugute und denen Professoribus selbst zur Ehre in Erhöhung und Zunehmen gebracht werde“. Und an einer anderen Stelle: „Sollen sie, die Professoren unter sich selbst einträchtig sein und sich in convocationibus und sonst gegen einander mit Worten und Geberden friedlich und also erzeigen, wie sich gebühret“.

Sehr warm und schön sind die Mahnworte zur Eintracht in den akad. Statuten: „Wenn sich die Herren Professoren von dem obersten bis auf den letzten und von dem ältesten bis auf den jüngsten friedlich begeben, wenn einer dem andern seine von Gott bescherte Stelle gönnt, wenn einer dem anderen freundlich dient, Hand und Herz, Mut und Hand collegialiter zu bieten — — Hat schon einer mehr Alters als der andere, ist schon einer beredter als der andere, geschickter als der andere, so sind sie doch alle Professores, haben alle einen bei Gott wohlgefälligen, auch bei verständigen Leuten hoch und wert geachteten Beruf, und wer weiß durch welchen der Herr am meisten wirken will“.

Aber für die streitbaren gelehrten Herren des 17. und 18. Jahrh. war es schwer, wenn nicht unmöglich, die so hochgepriesene und warm empfohlene Freundschaft im Collegium aufrecht zu erhalten. Dies beweist eine lange Reihe von landesherrlichen Rescripten; im ersten schon von 1608 heißt es:

„Daß sie alle schädliche naevos et simultates ablegen und meiden, dagegen aber sich wohl in universo corpore et singulis facultatibus guter collegialen Eintracht und Kommunikation, als auch sonsten unter einander alles friedlichen Wesens bestreuen.“

Schon 1617 ist eine neue landesherrliche Ermahnung nötig, all gehässiges Gezänk und ohnzeiiges eifriges Ohnwesen abzustellen, einander als ehrliche teutsche Collegiaten treulich, aufrichtig und brüderlich zu meinen, auch ob einige Differenz sich entzünden wollte, „Ihr allesammt als rechte Philosophen und Verständige das bonum publicum den Privataffekten allezeit vorziehet, und Ihr übrigen, so an solchen Mißhellungen kein Interesse habet, zuvorderst Ihr, der Rektor und Dekane, auch nachfolgend die Andern, sämtlich collegialiter oder consistorialiter zusammentretet und die glimmenden dissensiones vor allen Dingen friedlich, freundlich und brüderlich zu stillen, oder aber pro autoritate abzuschaffen Euch angelegen sein lasset“.

Diese ebenso wohlmeinenden, wie ernstern Ermahnungen mögen wohl eine zeitlang den Brand erstickt haben, dann aber brach er aufs neue los, und wieder war 1656 ein Strahl landesherrlicher Ungnade nötig, um die Lohe zu dämpfen: „So wollten S. f. G. die Professoren zur Haltung guter collegialer Freundschaft und Einträchtigkeit erinnert und befohlen haben, dergleichen liederliche und keinem in so-

thanem officio sich befindenden Manne wohlanstehende Stichelreden und Diskurse, wodurch die Professoren sammt und sonders bei den Studenten in Verachtung gerieten, gänzlich ein- und abzustellen. Wenn der Rektor zwischen Professoribus Acad. einige Personalzwietracht verspürt, soll er mit allem Fleiß trachten, wie solche Mißhelligkeiten inzeiten in Güte gedämpft und in allen actionibus, disputationibus et exercitiis academicis auf Beförderung des gemeinen Wesens gezielt werden.“

Bei der früheren Sitte, daß jeder Professor eine größere Anzahl von Studenten bei sich im Hause wohnen und auch zu Tisch hatte, ist begreiflich, daß bei dem nahen persönlichen Verkehr eine vorhandene Zwietracht im Lehrkörper sehr schnell bekannt wurde, und die Schimpfereien oder nur Stichelreden bei Tisch das Ansehen der Professoren schwer schädigen mußten. Auch dagegen wendete sich der Landgraf: „Ein jeder Professor soll schuldig sein, da hinfüro bei denen Tischen und sonst dergleichen skoptische Unterhaltungen und Durchziehungen von Groß und Klein verspürt würde, solches dem Rektor zu ernster, förderksamster Remediirung anzuzeigen, welcher sogleich ohne Ansehen der Person darin verfahren soll“.

Ähnliche Ermahnungen zu Friede, Freundschaft und collegialer Achtung finden sich noch häufig, so z. B. aus den Jahren 1661, 1665, 1676, 1720, 1723. Um noch ein Beispiel aus dem 18. Jahrh. anzuführen, sei eine Stelle aus dem Eintrachts-Rescript von 1728 erwähnt: „In der Hoffnung, Ihr werdet Euch hinfüro ohne allen praedominat und affectirende Vorrechte friedlicher, als bisher nicht geschehen, sowohl unter Euch selbst, als gegen andere begehen, und besonders dieser Unserer Ermahnung zu mehr collegialischer Betragung auf alle Weise nachzukommen suchet. Wie Wir denn die übrigen Fakultäten ebenfalls erinnert haben wollen, mit Beisehung aller Affekte und Nebenabsichten, ohne sich unter einander zu verkleinern und zu verachten, sich dergestalt zu betragen und ihres Amtes mit Friede zu warten, damit Wir nicht bewogen werden, bei verspürendem Gegentheile selbige ebenfalls in die gehörigen Schranken besserer Harmonie und Ordnung zu setzen“.

Außer etwa zeitweise vorkommender persönlicher Eifersüchteleien innerhalb des Lehrkörpers waren es in der streitbaren Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts vorwiegend religiöse Streitfragen, welche die

Fackel der Zwietracht in den Schoß der Hochschule warfen. Gießen war durch landesherrliche Bestimmung eine rein lutherische Universität und sollte als solche unverbrüchlich erhalten werden. Sie blieb es auch durch das ganze 17. und 18. Jahrhundert, und erst mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts änderte sich das Verhältnis durch Berufung verschiedener katholischer Professoren (v. Löhr und Stichel, die nach Aufhebung des Reichskammergerichts von Weylar an die Hochschule nach Gießen übernommen wurden, und durch die Westfalen v. Arens, Wilbrand, Ritgen und Wernefind). Von nun an war unsere Hochschule paritätisch. Bis dahin aber wurden die neu anzustellenden Professoren durch einen sogenannten Religionsrevers verpflichtet, bei der reinen lutherischen Lehre zu beharren. Wenn auch die Praeceptores classici, die Lehrer am Pädagog, verpflichtet waren, diesen Revers auszustellen, so war das bei der nahen Verbindung dieser Anstalt mit der Hochschule selbstverständlich. Aber auch alle übrigen Beamten derselben, Notare, Bögte, Bedellen und selbst die Universitäts-Buchdrucker mußten diesen Religionsrevers ausstellen. Es haben sich über 200 derselben von 1629 an bis 1794 erhalten; von sehr zahlreichen Professoren aus allen Facultäten aber fehlen dieselben. Daß sie ausgestellt und dann verschloßt wurden, ist nicht anzunehmen, denn in einem landgräflichen Rescript von 1706 wird befohlen, nicht nur von denjenigen Professoren, so dergleichen Reverse noch nicht von sich gestellet, dieselben herbeizuschaffen, sondern es solle auch in Zukunft striete darüber gehalten und niemandem im geringsten desfalls nachgesehen werden.

Hohe Geburts- und Sterbetage, Kaiserwahlen u. dgl. wurden durch Feitreden möglichst feierlich begangen. So befahl Serenissimus 1637, daß auf das Absterben Ferdinandi II. Kais. Maj. zu Bezeigung dieses publici luctus eine namhafte oration gehalten werde. Zugleich solle vermittels Affichirung eines wohl elaborierten gedruckten programmatis der Anstalt verfügt werden, daß die cives academici auf 3 Monate lang sich alles Saitenspiels enthalten sollten. Auch beim Tod der Röm. Kgl. Maj. Ferdinands IV. 1654, dessen Wahl im Jahr vorher auf Hochfürstlichen Befehl vom Prof. der Eloquenz Sinold, genannt Schütz, durch eine solenne oration gefeiert worden war, haben Serenissimus gnädigst befohlen, denen civibus acad. die Condolenz auf 3 Monate anzukündigen, auch eine orationem

publ. zu halten und solche nebst einem gedruckten Carmen nach Hof einzuschicken. Nicht minder wurde 1656, als Herzog Johann Georg von Sachsen und 1659 dessen Gemahlin gestorben, jedesmal dem Prof. eloq. befohlen, eine Oration zu halten. Prof. Tacß hielt auf Fürstl. gnädigsten Befehl eine solche Festrede 1658, als die zu Ungarn und Böhmeim Kgl. Maj. zu Frankfurt zum Röm. Kaiser und König erwählt worden. Auch wurde 1705 nach Absterben Kaisers Leopoldi Maj. dem Prof. eloq. übertragen, publico nomine dem abgelebten Röm. Kaiser zu parentieren und zugleich der Röm. Kaiſ. Maj. zu gratulieren.

Es ließen sich zahlreiche ähnliche Beispiele anführen, mehr aber interessieren uns die Festlichkeiten, welche durch freundige oder traurige Ereignisse in der Familie des Landesherrn selbst veranlaßt wurden. Daß an diesen die Hochschule ganz besonderen Anteil nahm, versteht sich von selbst.

Eine *Elegia gratulatoria* oder ein Carmen war das geringste Zeichen der Teilnahme. 1642 aber haben Rektor Horst und Cancellarius der Fürstl. Kindtauf in Darmstadt beigewohnt und der Fürstl. Kindbetterin offeriert:

einen Pokal à . . . . .	120	fl.
ferner an 30 Dukaten und 24 <sup>1/2</sup> Rth. . . . .	100	fl.
der Sammetbeutel . . . . .	3	fl. 8 <sup>1/2</sup> Bagen
Auf die Wiege 6 Rth. thut . . . . .	8	fl. 6 "
der Fürstl. Hofmeisterin einen Ring à . . . . .	4 <sup>1/2</sup>	fl.
Bei den B. g. Fürstin und Frauen, Jungfrauen		
2 gulden Ring	7	fl.

Auch war bei manchen Kindtaufen in der landgräfl. Familie das gesammte Corpus acad. zu Gevatter gebeten, so 1654, wo Kanzler Schütz bei den Festlichkeiten in Darmstadt die Hochschule vertrat. (Nebenbei gesagt stand das Corpus acad. auch bei Taufen von Juden und Jüdinnen mehrfach während des 17. und 18. Jahrh. zu Gevatter, so 1670, 1689, 1734, 1744.)

Hochzeiten waren ebenfalls günstige Gelegenheiten, Carmina darzubringen. Als 1617 Herzog Georg zu Braunschweig-Lüneburg sich mit Fräulein Anna Eleonoren von Hessen vermählet, hat die Universität diesem Fürstl. Paar zu Ehren eine genealogische Tabelle nebst einem Carmen präsentiert.

Nachdem am 9. Mai 1627 Landgraf Georg mit seiner Gemahlin in Marburg seinen Fürstl. Einzug gehalten, mußte Prof. Feuerborn auf dem Schloß und Prof. Herdeni in der Stadtkirche die Dankjagungspredigt halten und beide solche bei Hof einschicken.

Als Landgr. Philipp von Bugbach, geb. 26. Dec. 1581, dritter Sohn des Landgr. Georg I. und Bruder vom Landgr. Ludwig dem Jüngeren, im Mai 1632 nach Ostfriesland reiste, um seine zweite Ehe mit der Gräfin Christine Sophie einzugehn, kam er auch nach Marburg, wo ja damals unsere Universität vorübergehend war. Auf besonderen Befehl des Landgr. Georg wurden zu Ehren dieses Stillagers und in festivitatem nuptialem ansehnliche carmina gratulatoria gedruckt und S. Hochf. Durchl. überreicht.

Ebenso wurde dem Landgr. Ludwig 1650 bei dero Fürstl. Beilager von der Universität ein carmen gratulatorium unterthänigst präsentiert. Nicht minder hat 1667 das Corpus acad. dero neuen gnädigsten Landesfürstin durch Prof. Balth. Menker gratulieren und zugleich ein Präsent unterthänigst überreichen lassen. Ja selbst als 1671 die k. dänische Prinzessin Wilhelmine Ernestine sich an den Kurfürsten von der Pfalz vermählte, wurde dieselbe auf ihrer Durchreise von deputatis academicis durch eine gedruckte lateinische Anrede salutiert.

1717 feierte die Hochschule auch die Vermählung des Landgr. Ludwig als Erbprinzen mit einer Gräfin von Hanau durch eine öffentlich abgehaltene Oration, und als 1720 Prinz Maximilian von Hessen-Kassel die Prinzessin Friederike Charlotte von Darmstadt heimführte, wurden sie in Gießen von den Studenten eingeholt und ihnen ein Carmen präsentiert. Als aber Landgr. Ludwig IX., der Birmaenser, als Erbprinz 1741 die nachmalige „Große Landgräfin“, die geistvolle Henriette Caroline heimführte, da wurde von der Hochschule nur schriftlich gratuliert.

Nicht minder wurde der Trauervorfälle in der Fürstl. Familie gedacht. Als 1629 Landgr. Heinrich zu Siena verstorben, befahl Landgr. Georg, auf eine ansehnliche orationem funebrem, auf ein programma und verschiedene carmina lugubria bedacht zu sein. Als dagegen im August 1629 des Landgrafen Philipp von Bugbach erste Gemahlin Anna Margaretha, geb. Gräfin von Diepholz starb und seitens der Universität bei Hofe angefragt wurde, ob man in pro-

cessionem zur Leichenpredigt gehn solle, wurde bestimmt, daß weder in Marburg noch Gießen bei der Universität man ohne höheren Befehl niemals Leichenbegängnis und processiones angestellt habe. Bei dem bekannten elenden und kläglichen Tod des Landgr. Philipp selbst 1645 wurde den Prof. Tonsor und Dietrich die Correctur und die Besorgung des Druckes und des Ehrengedächtnisses desselben, darunter das Programm, verschiedene Trauergedichte und nicht weniger als 22 Predigten, gnädigst übertragen.

Wer hat bei dem öffentlichen Traueraufzug den Vortritt, der Vertreter der Regierung oder der der Universität? Diese wichtige Rangfrage wurde in verschiedener Weise gelöst. 1651 zeigte Landgr. Georg der Hochschule den Tod des Landgr. Johann an und befahl zugleich, daß jemand aus der Mitte der Universität in Darmstadt erscheine und der Fürstl. Leichenbestattung beiwohne. Während dieser Feierlichkeit gingen alle Collegia in Corpore nach der Kirche und die Fürstl. Räte hatten den Vortritt. Als aber im Herbst wegen Fräulein Helene Sibyllen abermals öffentliche Procession gehalten wurde, ist das Corpus universitatis der Fürstl. Regierung vorgegangen.

Eine Vertretung der Hochschule bei Trauerfeierlichkeiten in Darmstadt wurde aber immer besonders befohlen. Als Landgraf Georg II. 1661 starb, hielt nicht der Prof. eloq. allein, sondern auch aus jeder Fakultät ein Professor eine feierliche Rede, die auch alle nach Darmstadt geschickt werden mußten; zur Eröffnung des Testaments am 20. Juli reisten auf Befehl des Landgrafen Ludwig VI. der Rektor Dr. Haberkorn und der Kanzler Dr. Tabor in Trauerkleidung und langen schwarzen Trauermänteln nach Darmstadt, um der Testamentseröffnung, sowie der Fürstl. Leichenbestattung beizuwohnen. Auch bei dem Tode des Landgr. Ludwig VI. 1678 wurden wieder ein oder zwei aus dem Mittel des corporis academici mit schwarzer Kleidung und Trauermänteln nach Darmstadt befohlen; da sich aber der Profkanzler Strauch mit negotiis entschuldigte, ist neben dem Rektor Hennekenio Dr. Rudrauf deputiert, von diesem auch eine vollständige Relation bei den actis hinterlassen worden. Als aber 1681 die Haltung derer orationum von denen vier Fakultäten auf Landgr. Ludwig jun. Absterben unterblieben, ist solches ungnädig aufgenommen und befohlen worden, das Versäumte nachzuholen. Dagegen

hat, als 1705 die regierende Landgräfin Dorothea Charlotte und 1709 die Landgräfin Elisabeth Dorothea starben, „nur der Prof. eloq. parentiren müssen“.

Als jedoch 1726 eine hessische Erbprinzessin starb und Prof. Ayrmann in memoriam derselben eine oration verfertigt hatte, wurde für gut gefunden, dieselbe mit den behörigen solennitäten um deswillen nicht zu halten, weil von dergleichen bei einer Erbprinzessin kein praeindicium vorhanden. Vielmehr ging jedes Glied der Hochschule auf besonderen Befehl für sich, nicht im Zuge, in schwarzem Kleid, aber ohne Trauermantel zur Kirche.

Wie bedeutend die Kosten bei einer Fürstl. Beerdigung waren, geht aus der einen Thatsache hervor, daß als Landgr. Ludwig IV., der Aeltere, der auch seines Testaments wegen Testator genannt wurde, 1604 zu Marburg ohne Erben starb, auf Befehl des Rectors für die Professoren bei dem Kaufmann Holstein für 328 fl. 6 alb. 5 hlr. Trauerkleider aus englischem Tuch und Taffet zu Binden gekauft und in der Rechnung auch genehmigt wurden. Daraufhin geschah dasselbe bei dem Tode Landgr. Ludwigs V, des Jüngeren, 1626. Sein Nachfolger aber, Georg II., bemühte sich 1628, diesem Uebermaß bei den Leichenbestattungen ein Ziel zu setzen; er befahl, daß alle unnötigen Zusammenkünfte eingestellt, keine Trauerbinden ausgeteilt, sondern die nächsten Freunde durch eine Mannsperson zur Trauer und Leichenbestattung berufen würden, ein jeder aber müsse seine eigene Binde mitbringen, und so sollten sie den Verstorbenen ehrlich in der Proceßion begleiten.

**Die Hülfslehrer.** Der Student hatte in früherer Zeit mehr noch wie jetzt das Bedürfnis, allerlei Kenntnisse auf der Hochschule zu sammeln, die nicht von der Lehrkanzel aus vorgetragen wurden. Es waren die freien Künste, die von den sog. Exercitienmeistern gelehrt wurden. Dieselben standen in Gehalt und Ansehen weit unter den Professoren. Aber in einer Zeit, wo es zu den Vorrechten des Studenten gehörte, nicht ohne Waffe auszugehen, und wo die geschickte Benutzung derselben für jeden vom höchsten Werte war, spielte natürlich unter den Exercitienmeistern

der F e c h t m e i s t e r die wichtigste Rolle. 1628 gab es deren zwei an der Hochschule, doch wurde einem derselben die Erlaubnis zur Unterhaltung eines Fechtbodens entzogen. 1651 wurde Daniel

Engel zum Fechtmeister bestellt und demselben auf ein halbes Jahr freie Wohnung gestellt, sowie 5 Malter Korn und 4 Klafter Holz geliefert.

Es war eine wilde, rauflustige Zeit. Händel mit blanker Waffe auch auf offener Straße auszufechten war gewöhnlich. Am gefährlichsten freilich waren die Stoßdegen und zahlreiche Verwundungen und Tötungen wurden durch diese veranlaßt.

In einem Fürstl. Rescript von 1657 wurde der Senat der Hochschule angewiesen, mit Fürstl. Regierung zu beraten, wie die Stoßdegen und das hochschädliche Balgen mit denselben abgeschafft werden könne. In dem darauf erlassenen Universitätsbericht wurde beantragt, daß Stoßdegen zu tragen mit Relegation, nach Umständen auch cum infamia zu verbieten und dieses durch Anschlag bekannt zu machen sei.

An ihre Stelle traten dann andere Waffen, in deren Handhabung der Student sich fleißig übte. Von 1665 an kommen französische Fechtmeister nach Gießen; der erste war Violet, der die studiosos sowohl im Fechten wie im Schwingen von Fahnen und Piken üben sollte. Der alte deutsche Fechtmeister Urban Grebner, der schon 10 Jahre vorher angestellt worden war, erhielt 1666 den Befehl, nicht mehr als 10 Schüler anzunehmen. Als Grebner gestorben war, kam 1669 wieder ein Franzose Louis Papillon und wurde mit 50 Rth. als Fechtmeister angestellt; da aber kein Geld da war, mußte ihn der Landgraf so lange, bis es beschafft war, an den Hof ziehen. 1673 kam er wieder nach Gießen und brachte abermals einen Franzosen Qualin dit la Rose als Vorfechter mit; dieser wurde 1674 ebenfalls Fechtmeister, hatte aber auch einen Franzosen l'Ange als Gehilfen und dann 1689 als Nachfolger; er erhielt 50 fl. und 10 Achtel Korn. Im 18. Jahrh. kommen dann wieder deutsche Fechtmeister an die Reihe; F. W. Kreuzler bezog 100 fl. aus der Kriegskasse und mußte gegen ein monatliches Honorar von 1½ Rth. unterrichten, aber nicht nur im Fechten, sondern auch im Voltigieren; als aber 1725 das hölzerne Pferd zerbrochen war, mußte er es auf seine Kosten ausbessern lassen. Sehr zweckmäßig war die Weisung für die Fechtmeister (1720), dieselben sollten die studiosos nicht zu viel besuchen und mit ihnen nicht allzugroße Bekanntschaft machen.

Nicht minder wichtig waren die Tanzmeister; sie waren mit den Fechtmeistern im Gehalt gleichgesetzt; für die 100 fl. aus der Kriegskasse hatten sie auch die Fürstl. Kadetten kostenfrei zu unterrichten; von anderen Schülern durften sie nicht mehr als 1 $\frac{1}{2}$  Rth. fordern. Auch unter ihnen war eine Reihe Franzosen, doch kamen diese nach den französischen Fechtmeistern. Als der Senat der Hochschule den von Hardy eigenmächtig als Tanzmeister anstellte, bekam er (1705) einen kräftigen Wischer vom Landgrafen, doch wurde Hardy nicht abgesetzt. 1707 wurde nach seinem Tod ein S. B. Tanault Univ.=Tanzmeister, ihm folgte 1720 ein Nic. Lavenant, der aber sehr bald starb; der Witwe wurde vom Landgrafen gestattet, einen Vortänzer zu halten und den Gehalt ihres Mannes weiter zu beziehen; es war ein Jean Humbert, der, als ihn die Lavenant 1721 heiratete, auch Univ.=Tanzmeister wurde.

Aber schon nach wenigen Wochen entwich er aus seinem Eheglück und aus Gießen, wurde auch in drei Herren Ländern steckbrieflich verfolgt; die Lavenant bekam als Abstand 20 Rth. aus der Univ.=Kasse und ebensoviel von der Fürstl. Rentkammer und zog auch ab.

Von da an (1721) waren wieder deutsche Univ.=Tanzmeister in Gießen. Ein Student Rungenhagen, der 1729 auch Tanzunterricht zu geben sich unterfang, bekam dies verboten, nicht weil er Student war, sondern weil er in die Gerechtsame anderer störend eingriff.

Der Bereiter. Schon 1610 befahl der Landgraf die Errichtung einer Univ.=Reitschule und wandte er sich u. A. auch an den Herzog Friedrich von Württemberg um „ein gut dummelhaft pferdt“. Immerhin waren bei der Kostspieligkeit des Unternehmens große Schwierigkeiten zu überwinden. Nicht Pferde und das für sie nötige Futter allein, auch ein Bereiter mußte beschaffen werden. Als sich 1653 Serenissimus sehr geneigt zeigte, einen solchen anzustellen, fragte er bei der Hochschule deshalb an, wie denen dabei vorkommenden Difficultäten abgeholfen werden könne. 1660 verlangte der Landgraf zu wissen, was und wieviel die Univ.=Kasse dem Bereiter zu seinem Auskommen reichen wolle; er erbot sich dabei, demselben jährlich etwas an Heu geben zu lassen. Der Senat jedoch stellte sein Unvermögen vor und verweigerte einen Beitrag, bewilligte diesen aber im Jahr darauf zur Unterhaltung eines Bereiters und zur Lieferung

von Hafer für drei Pferde, wenn Serenissimus den Rest an Hafer, Heu und Stroh aus der Kellerei zuschießen wolle.

1665 erging an den Fürstl. Amtmann und Rentmeister der Befehl, das Reithaus so zweckmäßig als möglich aufzurichten zu lassen; dann schickte der Landgraf seinen Bereiter Langsdorf mit einigen seiner eigenen Schulpferde nach Gießen und befahl, dieselben mit Futter von dero Speichern und Böden zu versorgen, um bei der Akademie eine ordentliche Reitschule zu halten. Außer seiner landesherrlichen Besoldung erhielt Langsdorf von der Hochschule auch den Betrag, der dem Bereiter Müller zugedacht gewesen war. Auch bewilligte die Hochschule 70 Achtel Hafer und 9 fl. Hufbeschlagsgeld. 1672 stieg Langsdorfs Gehalt um 50 fl. und wurde befohlen, daß ihm die 10 Malter Korn und 20 Malter Hafer jährlich als Besoldung zu liefern seien.

Dieser kleine Gehalt war für die Dauer unzureichend. Es wurden daher 1698 in drei nach einander erfordernten Berichten wegen einer für den Bereiter auszuwerfenden Besoldung anfänglich 20 Achtel Korn und 70 Achtel Hafer, sowie 100 fl., nachher aber, da dieses als nicht genügend befunden wurde, 100 Rth. und 100 Achtel Hafer nebst einer Stube auf dem Collegio solange er unverheirathet bleibe, verwilligt. Dabei erklärte sich der Landgraf bereit, nicht allein das Rauhfutter, sondern auch die Schulpferde selbst zu liefern.

Die Sprachmeister. In einer Zeit, wo namentlich in den vornehmen und gebildeten Kreisen großer Wert auf die Kenntniß besonders der französischen Sprache gelegt wurde, durfte an einer Hochschule ein Lehrer derselben nicht fehlen. Unter den Professoren war keiner, der außer seiner Muttersprache eine andere lebende Sprache verstand, man mußte also zu Ausländern greifen; nur ausnahmsweise findet sich da und dort ein geschickter Deutscher, der als Lehrer auftreten kann, weil er eine fremde Sprache gründlich gelernt hat oder es doch vorgibt. Aber schon 1665 verordnete der Landgraf, man solle bei der Bestallung der Exercitien- und Sprachmeister womöglich darauf bedacht sein, „daß Unserer Religion zugethane Personen bekommen werden möchten“. Dabei war der Sprachmeister in dem Gehalt dem Fechtmeister gleichgesetzt, auch er mußte gegen einen kleinen Geldbezug aus der Kriegskasse die Kadetten gratis unterrichten und durfte von anderen Schülern nicht über 1 $\frac{1}{2}$  Rth. monatlich verlangen.

1659 wurde dem Jean d'Ordo und dem Giovanni Antonio del pozzo die Fürstl. Gnade zu teil, daß außer dem Prof. Dr. Lebleu und welche im verwichenen Jahr bereits gelehrt, niemand weiters die französische, italienische und hispanische Sprache informieren solle. Englisch war, wie es scheint, ohne alle Nachfrage. Es kamen aber im Lauf der Jahre noch allerlei andere berufene und unberufene Lehrer dazu, doch als 1672 der Jean d'Ordo bat, diesen das Lehren zu verbieten, wurde sein Gesuch abgeschlagen.

1696 begegnen wir einem guten Deutschen, dem Joh. Friedr. Niedel als Sprachmeister, mit jährlich 20 fl. und etwas Frucht als Besoldung, aber schon 1699 ist wieder der Italiener Rosati angestellt und bezieht 26 fl. an Geld und 10 Achtel Korn zur Besoldung; erst 1717 erhielt er eine einmalige Vergütung von 10 fl. Und doch hatte er von 1708 an einen wichtigen Nebenbuhler, denn es wurde dem Philippo Reinetti gestattet, ebenfalls die italienische Sprache zu lehren; dazu kam schon 1700 der französische Flüchtling d'Eireval, der auf drei Jahre als Sprachmeister mit jährlich 45 fl. und 10 Achtel Korn angestellt wurde. Ob er drei Jahre oder kürzer oder länger blieb, ist nicht zu ersehen, aber 1712 wird einem Sigism. Leonhard von Seidlitz die französische Sprache zu lehren gestattet; 1716 hat er noch einen Franzosen de Flemme neben sich, und allen anderen wird verboten, französisch zu lehren. 1721 tritt schon wieder ein anderer Franzose Jean Valet als Sprachmeister mit der üblichen Besoldung an Geld und Korn auf. Nach seinem raschen Abgang 1722 wird Gabriel Maria zum französischen Sprachmeister bestellt und demselben aus der Fürstl. Kriegskasse 100 fl. und aus der Kasse der Hochschule 50 fl. und 12 Achtel Korn bestimmt. Gleichzeitig kam ein anderer Franzose Dulac mit, dem zwar kein Privileg auf den französischen Unterricht erteilt wurde, wie er gebeten hatte, der aber doch neben Maria als Sprachmeister geduldet wurde. Rosati, der immer noch da war, erhielt 1723 eine Besoldungszulage von 50 fl. unter der Bedingung, daß er die Fürstl. Kadetten des Tags eine Stunde umsonst unterrichte. Auch 3 Achtel Korn wurden ihm noch für Lebenszeit zugesagt. Ihm folgte Andrea Mevi 1729 mit 41 fl. und 13 Achtel Korn, doch wurden ihm 1731 25 fl. und 5 Achtel Korn zugelegt. In Stelle und Gehalt rückte schon 1732 der Studiosus Jac. Mathias Wagner ein.

Wie noch jetzt, so suchten auch damals Studenten, die eine geringe Sprachfertigkeit erlangt hatten, Privatunterricht zu erhalten; sie schädigten natürlich dadurch die privilegierten Lehrer und diese suchten die Nebenbuhler zu beseitigen. 1733 befahl Serenissimus, daß der französische Sprachmeister Maria gegen diejenigen studiosos, so der Sprache nicht mächtig sind und doch des Unterrichtens sich unterfangen, unterstützt, dagegen aber, und wenn ein solcher sich künftig für einen Sprachmeister angebe und darum bitte, oder auch ein nach vorausgegangenem Examen dazu tüchtig gefundener armer Student zu seinem besseren Unterhalt in dieser Sprache unterrichten wollte, solches demselben gestattet werden könnte.

1734 war so große Ebbe in der Kriegskasse eingetreten, daß der Landgraf genötigt war zu erklären, wegen anderweiter Kriegskasse-Zahlungen sei denen Exercitien-Meisters die daraus jährlich gereichte Besoldung weiterhin nicht mehr zu bezahlen. Trotz dieser Schmälerung der Einnahmen konnte schon 1741 an Stelle des verstorbenen Maria ein Pierre Ramet als französischer Sprachmeister angestellt werden.

Obgleich schon 1629 der Landgraf verordnet hatte, daß sich die Professoren malen lassen sollten, so begegnen wir doch erst 1720 einem besonderen Universitäts-Maler. Es war Christoph Maximilian Pröner, welchem dieser Titel verliehen wurde: „jedoch mit der restriction, daß derselbe in causis non academicis als ein Bürger, der burgerliche Nahrung treibt, sein forum unter dem Fürstl. Oberamt halten solle“. Festen Gehalt erhielt er aber erst per Decretum Serenissimi 1732 angewiesen und zwar 15 fl. an Geld und 4 Achtel Korn. Da das doch gar zu wenig war, so bekam er 1736 noch 35 fl. an Geld und 6 Malter Korn zugelegt, aber dabei bemerkt, daß er diese 50 fl. an Geld und 10 Malter Korn zwar ad dies vitae genießen solle, dagegen aber alle Universitäts-Arbeit, welche er bereits gethan und künftighin thun wird, umsonst verrichte und desfalls nie etwas besonders prätere, auch mit seinem Ableben das ganze akademische Salarium cessiere und dem fisco wieder heimfallen solle.

Aber derartige Bestimmungen waren nicht so schlimm gemeint, als sie ausfahen. Schon 1738 wurden demselben wegen der bei Gelegenheit des jubilaei principalis sowohl, als Rektorats-Begräb-

nisses gehaltenen Bemühungen 28 fl. ausbezahlt. Als er aber 1742 wieder um eine Sondervergütung nachsuchte, wurde sie ihm vom Landgrafen abgelehnt.

**Musiklehrer.** Ueber die Pflege der Musik in Gießen in früherer Zeit läßt sich wenig erzählen; es scheint damit nicht weit hergewesen zu sein. Doch spricht es sehr für den Kunstsinne des Landgrafen, daß er 1639 bei Bestellung des stud. jur. Th. Bader zum Präceptor am Pädagog die Stelle in das Dekret einfließen ließ: „haben auch gern vernommen, daß er in der Musik, deren Restauration Wir Uns nach Ausweis Unseres wiederholten Kommissions-Rescripts nicht wenig anliegen lassen, so namhafte Qualifikation gesammelt“. Ein Jahr später bestimmte der Landgraf, daß dieser Bader in die Kommission zur Restaurierung der Musik zugezogen werde.

1661 wurde die Direktion der Musik im Pädagog dem Pädagogiarthen Dr. Mislner, diejenige aber in der Kirche und bei den Schülern auf den Gassen, wie auch in den Landschulen dem Rektor und Superintendenten Haberkorn übertragen. 1668 wurde eine Sing- und Dichterordnung festgestellt und zu dem Ende Statuten und Ordnungen aufgezeichnet, die leider noch nicht wiedergefunden sind.

Erst 1693 taucht ein musikalischer Informator bei der Universität auf; ein Henrich Breithaupt, der die Glocken auf dem Kirchturm zu versehen hatte, bewarb sich um diese Stelle; ohne Zweifel war er durch diese Vorkenntnisse dazu geeignet, seinen neuen Posten auszufüllen.

Die **Pedellen**, *Ministri publici* oder *Ministri academici*, hatten früher eine ganz andere Stellung zur Hochschule wie jetzt. Nicht selten wurde der Pedellendienst von ärmeren Studenten versehen; so war 1618 ein Pedell Joh. Wegel, der Pfarrer in Wirberg wurde; der Pedell Georg Fink von 1627 wurde nachgehend Pfarrer in Kaldern, der gleichzeitige Pedell Weigand Kuhl später Vogt in Grünberg. Vielfach heirateten sie aber auch auf ihre Pedellenstellen hin und suchten dann einen Sohn als Nachfolger einzuschleichen. Die Besoldung bestand 1629 in 15 Gulden ohne Zugabe von Korn, erst 1634 erhielt jeder ein für allemal 6 Malter. 1670 erhielt jeder der beiden Pedellen 5 Gulden Zulage. 1671 bekam der Pedell Belten freie Wohnung im Universitätsgebäude, auch 10 fl. an Geld und auch etwas Frucht angewiesen. 1728 erst stieg der Gehalt

wieder um 10 fl. und 4 Achtel Korn, welche 1737 auf 10 Rth. und 6 Achtel Korn erhöht wurden.

Einzelnen besonders dazu bestimmten Bedellen fiel die sonderbare Aufgabe zu, diejenigen Stunden aufzuzeichnen, welche die Professoren schwänzten. In der Mitte des 17. Jahrh. muß eine große Nachlässigkeit in dieser Richtung eingerissen sein, denn 1655 wurde der Rektor angewiesen, die Professoren zu ermahnen, der Verordnung und ihrer Schuldigkeit gemäß nicht allein die Lectiones fleißiger zu halten, sondern auch inskünftig die Tage zu verzeichnen, an welchen sie gelesen haben. Daß diese Ermahnung nicht viel fruchtete, ist aus der Fürstl. Resolution von 1656 ersichtlich. Darin wird dem Rektor anbefohlen, durch die Bedellen die Lectionen, so ein jeder von den Professoren halten würde, die Woche durch genau aufzeichnen zu lassen, zugleich die Privatcollegien aufzuzählen und die Verzeichnisse Serenissimo alle Monat einzuschicken. Auch wolle Serenissimus eine geheime Person bestellen lassen, welche deren Unterlassung einberichten solle.

Trotz der „geheimen Person“ war es nicht oder nur kurze Zeit besser geworden, denn schon 1657 schreibt der Landgraf an den Rektor, es sei ihm nicht allein darum zu thun, zu wissen, wer sein Officium und Schuldigkeit beobachtet habe oder nicht, weit mehr sei darauf zu sehen, daß ein nachlässiger Professor, der ohne triftige Gründe seine Vorlesungen versäume, nach den Statuten zur Strafzahlung von  $\frac{1}{2}$  Rth. für jede Stunde angehalten werde. Es sei also inskünftig jedesmal bei Ueberschickung der Berichte beizufügen, ob und wie sich die betreffenden Professoren entschuldigt haben und wie sie gestraft wurden.

Derartige und ähnliche Zuschriften Serenissimi waren auch in den folgenden Jahren nicht selten, halfen aber nichts; an Entschuldigungen fehlte es nie, und der Rektor nahm sie an. Es mußte jemand über denselben gesetzt werden, und das war ein Bedell.

Im Landgräfl. Befehl von 1666 heißt es wörtlich: „Jeder Professor soll seine Profession treulich vertreten, keine Stunden in habendis lectionibus publicis et privatis versäumen, oder daß ihm von jeder Stunde, so er versäumt, vermöge der statutorum  $\frac{1}{2}$  Rth. abgezogen werde, gewärtig stehn, und ist dem Bedell M. Belten die Aufzeichnung derer versäumten Stunden bei Strafe anbefohlen.“

Schon 1667 wurde der Befehl aufs strengste eingeschärft. Der betreffende nachlässige Professor solle gewärtiget stehn, daß ihm von

jeder Stunde, so er versäumt, vermöge der statutorum  $\frac{1}{2}$  Rth. abgezogen werde; gestalt denen Administratoribus ernstlich anbefohlen wird, den einen Bedellen zu einem Animadversore zu bestellen und bei namhafter Strafe aufzuerlegen, daß er ohne Ansehen der Person treulich alle Stunden, so versäumt werden, aufzeichne zc., die Specification quartaliter dem Administrator zuhanden stelle, die versäumten Stunden, dafern keine dringende Entschuldigung der Versäumnis vorgebracht werden kann, abziehe zc.

Doch waren diese Bestimmungen keineswegs neu. Schon in der Reformationordnung des Landgrafen Philipp von 1565 steht: „Da ein oder mehr Professores nachlässig sei und seine Stunden versäumen würde, darüber sollen die Bedellen bei ihren Pflichten ein eigentliches Verzeichnis halten und dasselbe alle Quartal dem Reformatori und Rectori zustellen zc. Diese sollen den Nachlässigen vor sich fordern, ihm die versäumten Lectionen vorhalten, und er seiner Versäumnis keine Ursache anzeigen könnte, ihm an seinem stipendio pro rata so viel abziehen, als manche Stund er versäumt hat.“

Diese Bestimmung war auch in die akademischen Statuten aufgenommen, wo es heißt: „Qui vero sine iusta et gravi causa ordinarias horas neglexerit pro quavis hora dimidium Joachimicum mulctae nomine oeconomio solvet“.

Wirklich wurden die ob horas neglectas in annis 1666 und 1667 beige-schriebenen Gelder dem Oeconomio zur Einnahme gesetzt und denen Professoribus an der Besoldung abgezogen. Zwar suchten sich die Professoren davon loszumachen, aber umsonst. Der Landgraf rescribierte, die eingewandte Entschuldigung, daß die Bestimmung bisher nicht beachtet worden wäre, sei ganz unerheblich und strafbar. Nochmals wird dem Prorektor und den künftigen Rektoren in gnädigem Ernst befohlen, genaue Aufsicht zu führen und die Bedellen deshalb in Handtreue an Cidesstatt zu nehmen.

So wurde von diesen denn auch weiter 1668 und 69 Liste über die horas neglectas geführt. Auch 1669 und 1671 spielen diese in Fürstl. Rescripten eine wesentliche Rolle.

**Praeceptores classici.** Ein Aufrücken der tüchtigen Lehrer am Pädagog an die Universität war zu allen Zeiten keine Seltenheit und lag in den wohlwollenden Absichten der Landgrafen. Ganz besonders sprach dies Landgr. Ludwig VI. 1665 aus: „Wir

wollen Unsere Superintendenten und übrigen Professores kraft dieses dahin mit Fleiß erinnert haben, bei zutragenden Fällen und Vakantien unserer Praeceptorum classicorum, ihren Qualitäten nach zu guter Beförderung vor anderen eingedenk zu sein“. Auch in anderer Beziehung zeigte sich das landesherrliche Wohlwollen. Wenn im Hauptreglement von 1720 gesagt ist: „Die Hauptpädagogia zu Darmstadt und Gießen sollen in besseren Stand gesetzt, mit tüchtigen Praeceptoribus und diese mit besseren salariis, auch convenablem Rang versehen werden“, so ist dies nur als Ausfluß dieses Wohlwollens aufzufassen. Zugleich ist in Bezug auf den Gehalt verordnet: „es soll sowohl von Unserer Universität als dem geistlichen Landkasten, mit Einrechnung derer bereits zugelegten 5 Achtel Korn und 5 Rth. Holzgelder jährlich 100 Rth. nebst der Nutzung des von Unserem Stadtrath ohnedem vor den vierten Praeceptorem erkauften Hauses oder daraus erlösenden Kapitals beigetragen und unter die Praeceptores mit einem praecipue vor den primarium proportionaliter eingetheilt werden“.

# Menschheits- und Dichterideale.

---

Ein litterarischer Essay

von

Dr. Hermann Mensch.

---

Handwritten text, possibly a title or header, appearing as a faint bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, possibly a date or a specific reference, appearing as a faint bleed-through from the reverse side of the page.

Handwritten text, possibly a signature or a name, appearing as a faint bleed-through from the reverse side of the page.

Für den Ästhetiker sowohl als für den Psychologen wäre es eine interessante Aufgabe, zu untersuchen: wie und wann, unter welchen Verhältnissen und Bedingungen Dichterideale, die doch immer mehr oder weniger subjektiv charakterisiert sind und sein müssen, zu Menschheitsidealen heranwachsen, oder anders ausgedrückt: wann und in welcher Weise es Dichtern gelungen ist, die ihre Zeit oder mehrere Geschlechter bewegenden Gedanken in einem Kunstwerk zu krystallisieren, so daß dieses nicht nur den Stempel von des Dichters eigenster Weltanschauung trägt, sondern zugleich bezeichnend ist für die theoretischen und praktischen Bestrebungen einer bestimmten geschichtlichen Epoche.

In Bezug auf Schöpfungen, welche Zeiten und Umstände, denen sie ihr Dasein verdanken, überdauern und auch unter völlig veränderten Verhältnissen noch befähigt erscheinen, dem einzelnen wie der Gesamtheit als Leuchtf Stern zu dienen, pflegen wir den Ausdruck zu gebrauchen: sie können nie veralten. Aber eben diesem Grunde des Nichtveraltenkönnens in seinen geheimsten Tiefen nachzugehen, müßte eine fesselnde und lohnende Denkarbeit sein.

Unsere Aufgabe ist enger gefaßt. Uns soll in diesen Blättern nur der Nachweis beschäftigen, daß gerade unsere deutsche Poesie sich bis jetzt vor allen anderen befähigt gezeigt hat, Verhältnisse und Probleme von rein menschlichen Gesichtspunkten aus und damit im Sinne des Typischen zu erfassen. Wir wollen zeigen, wie von

---

Anmerkung: Meine ursprüngliche Absicht, eine Abhandlung unter dem Titel: „Critique des mots nouveaux dans la langue française contemporaine“ vorzulegen, habe ich aufgeben müssen, da ihr Umfang die dieser Festschrift gesteckten räumlichen Grenzen bedeutend überschritt.

unseren drei größten Dichtern ein jeder solch ein Menschheitsideal und zwar jeder seiner Individualität, seiner menschlichen und dichterischen Eigenart gemäß ergriffen und in den Rahmen einer formell und ideell geschlossenen Dichtung vor uns hingestellt hat. Lessing, Schiller, Goethe haben drei solche Menschheitsideale geschaffen und in diesen Trägern ewiger Ideen zugleich Repräsentanten ihres eigensten poetischen Wesens gegeben.

Die Richtung auf das Gedankliche, auf das Ideelle in den Dingen macht sich bei dem Volk der Denker vor allem auch in den dichterischen Erzeugnissen geltend. Im deutschen Drama sind es nicht wie Shakespeare die Helden der That, sondern die Vorkämpfer des Wortes, die Weisen, die Gedankenhelden, welche oben stehen. Nur so erklärt es sich, daß man den grüblerischen Dänenprinzen Hamlet geradezu als einen Repräsentanten deutscher Art aufzufassen vermochte. Noch heute sieht man es unserer dramatischen Litteratur an, daß sie nicht im Schoße eines kräftig entwickelten nationalen Gemeinssinns ihren Ursprung genommen, sondern, entstanden in den Studierstuben der Gelehrten, von da aus erst ihren Weg in das Volk gefunden hat. Um wieviel mehr muß die Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts, das von keiner politischen Selbständigkeit wußte, die vorwiegend geistigen Interessen des Lebens in den Kreis ihrer Darstellung ziehen. So sehen wir in Lessings Nathan den Träger der religiösen Aufklärung, in Schillers Marquis Posa den Repräsentanten des politischen und religiösen Freiheitsideals, Goethes Faust endlich vertritt das Ideal der freien Forschung und des rastlosen Strebens.

Fassen wir zunächst die Gestalt ins Auge, welche symbolisch für die dichterische Persönlichkeit Lessings ist. „Introite, nam et heic Dii sunt!“ Das war das stolze Wort, das Lessing seinem „Nathan“ voranschickte. Es that not in einer Zeit, wo das religiöse Leben oder besser das religiöse Denken der Massen Stagnation bedrohte, wo der Buchstabe die Herrschaft über den Geist angetreten hatte, mit dem ganzen Mute sittlicher Überzeugungskraft den Humanitätsgedanken zu vertreten: daß auch jenseits konfessioneller und nationaler Schranken der Geist des echten Evangeliums frische, saftige Blüten treibe, daß auch dort Götter wohnen. Die ewigen göttlichen Mächte sind nicht gebunden an bestimmte historische Erscheinungen,



wärts steigenden religiösen Entwicklungsgänge der Menschheit selbst, daß das Dichterideal Lessings sich hier zu einem Menschheitsideal im vollen Sinne des Wortes erweitert.

Seit Jahrhunderten hatte sich die Menschheit aus den engen Banden der Glaubenslehre zu befreien gesucht. Wycliffe, Hus, Savonarola, Luther sind die Vorkämpfer dieses Strebens nach der kirchlichen Seite hin, Descartes, Spinoza, Leibniz die im Sinne des freien, philosophischen Gedankens. Lessings Nathan, der erste, der das Erbe Spinozas antritt, emancipiert sich vollständig von allen konfessionellen Anschauungen und Vorurteilen seiner Rasse und wird so der vollgiltige Vertreter des religiös-philosophischen Gedankengehalts des achtzehnten Jahrhunderts. Der ausgesprochene Sinn für Selbstständigkeit und Klarheit trieb Lessing dazu, die Offenbarung der menschlichen Kritik zu unterwerfen. Daher wird er ganz unpassend mit Luther verglichen, dessen ganze Arbeit darauf ausging, nicht die menschliche Vernunft, das begriffliche Denken, sondern das Wort der Schrift zu Ehren zu bringen.

Lessing war kein Philosoph im Sinne der Kathederbedeutung, er hat kein System aufgestellt, keine vollständige Theorie ausgearbeitet, trotzdem ist er einer der ersten Weltweisen. Sein ganzer Bildungsgang steht im engsten Zusammenhange mit der Entwicklung seiner philosophischen Weltanschauung. In seinen prosaischen Schriften, namentlich in der „Erziehung des Menschengeschlechts“ findet sich eine solche reiche Ausfaat wahrhaft philosophischer Gedanken, daß diese späterhin andere Systeme vielfach füllen, respektive beleben halfen. Bei Schelling und Hegel läßt es sich leicht nachweisen, daß sie Lessingsche Aperçus in den Organismus ihrer Systeme verflochten haben.

Zwei Philosophen kreuzen sich in Lessings Denken: Spinoza und Leibniz. Den Satz des letzteren von der Perfektibilität der Monaden als seelischer Wesen wandte Lessing zuerst auf die Geschichte, das Gesamtbild der Entwicklung aller menschlichen Individuen an. Vornehmlich aber war es die Ideenwelt Spinozas, welche anregend und befruchtend auf den Dichter gewirkt hat. Spinozistisch ist in Lessing jene Genügsamkeit an allem, was dem Menschen hier Sicheres gegeben ist, in Faustische Gräbeleien über das Unerforschliche läßt er sich nicht ein. Spinozistisch ist jene erhabene Resignation, in der Lessing auch einmal zu Jacobi äußerte, er begehre keinen freien Willen;

und wir werden sehen, daß in seinen christlichen Juden, seinen Nathan wesentliche Züge aus dem harmonischen Bilde des portugiesischen Denkers übergegangen sind. Zuvörderst möge die Heranziehung einiger Sätze aus der „Ethik“ Spinozas, seinem Hauptwerk, zur Vergleichung zwischen dem univervellen Denker und dem philosophisch angelegten Kaufmann Nathan dienen. In dem Kapitel über die Affekte ist der Gedankengang Spinozas folgender:\*) „Um auf den Standpunkt der Freiheit zu gelangen, bedarf es vor allem der Askese des Gemüts. Der Affekt muß in die Idee erhoben werden. Wenn wir imstande sind, die Gemütsbewegung zu befreien vom Gedanken an die äußere Ursache, so zersetzen sich Liebe und Haß und alle daraus fließenden Affekte. Auch zersetzen sich die Affekte, wenn wir sie unter dem Gesichtspunkt der Notwendigkeit betrachten, denn was wir als frei denken ist von stärkerer Gewalt auf uns als das, was wir als notwendig anerkennen. Die Trauer um ein verlorenes Gut schwindet, sobald wir die Unmöglichkeit einsehen, dasselbe länger zu besitzen. Aus der klaren Erkenntnis Gottes erwächst eine Liebe, die bestimmt ist sich unseres ganzen Wesens zu bemächtigen. Diese Liebe ist rein intellektuell, und wie Gott ewig, so ist auch die intellektuelle Liebe zu ihm ewig. Diese Liebe kann sich auch nie in Haß verwandeln, denn es giebt nichts in der Welt, das sie aufheben oder sich ihr entgegenstellen könnte. Durch die Versenkung in die Eine ewige Substanz wird aller Egoismus in der Wurzel vertilgt. Gegenliebe von Gott darf man nicht verlangen, man müßte sonst bei ihm Lust- und Unlustgefühl voraussetzen. Gott liebt und haßt niemanden. Diese Affekte fallen nur in das Gebiet des Endlichen. Dennoch ist die amor intellectualis ein Teil von Gottes Wesen. Die Menschenseele, die durch den Erkenntnisakt sich empor-schwingt in die Gottesliebe, ist nur ein Modus im unendlichen Wesen der Gottheit. Die Liebe, mit der der Mensch die Gottheit liebt, ist die Liebe Gottes zu sich selbst. Die Eine Substanz ist ja alles in allem, so ist auch die Liebe zu ihr der Akt, in welchem die unendliche Substanz aus der endlichen Gestaltung ihres Wesens zu sich selbst zurückkehrt. Die intellektuelle Liebe der Seele zu Gott ist ein Teil der unendlichen Liebe, mit der sich Gott selbst liebt. Der Mensch, der wahrhaft ist und denkt und liebt, ist

\*) Freie Übersetzung.

Gottesteil. Aus der Liebe zu Gott entspringt das Bewußtsein der Unsterblichkeit, andrerseits das Gefühl der größten Seelenruhe. Je mehr man Gott erkennt, desto mehr ist das göttliche Sein in uns zum Durchbruch gekommen. Je stärker die Bekämpfung der Affekte, desto mehr Fähigkeit empfängt der Körper und parallel damit der Geist. Die größte Seelenruhe, die unmittelbar als Blüte aus der intellektuellen Liebe hervorbricht, ist das sicherste Zeichen der Weisheit.“ 2c. 2c.

Alle diese Gedanken — nur konkreter gefärbt, der jeweiligen Situation angepaßt — treten uns gleichfalls in der Gesinnung Nathans entgegen. An der Klarheit und Ruhe, die über dieser ganzen Gestalt ausgebreitet liegt, brechen sich die das Leben aufwühlenden und zerstörenden Affekte. Die volle, einfache Überlegenheit eines klaren Kopfes, versetzt mit einem leichten Anflug gutmütigen Spottes, zeigt sich gleich anfangs im ersten Auftritt des ersten Aktes im Gespräch mit Daja. Als diese darauf anspielt, daß Rechas Retter wohl gar ein höheres Wesen, ein Schutzengel sein könnte, entgegnet ihr Nathan launig:

..... glaube mir; dem Menschen ist

Ein Mensch noch immer lieber, als ein Engel.

Man fühlt hier den bekannten Satz Spinozas heraus: „homo homini deus“. Auch als Recha ihrem Vater davon spricht, daß sie ihre Rettung aus den Flammen nur einem Wunder verdanke, daß ihr Befreier, der Tempelherr, ein Engel gewesen sein müsse, — spricht Nathan sanft die berichtigenden Worte:

„Wie? weil

Es ganz natürlich, ganz alltäglich klänge,  
Wenn dich ein eigentlicher Tempelherr  
Gerettet hätte: sollt' es darum weniger  
Ein Wunder sein? — Der Wunder höchstes ist,  
Daß uns die wahren, echten Wunder so  
Alltäglich werden können, werden sollen.  
Dhn' dieses allgemeine Wunder, hätte  
Ein Denker wohl schwerlich Wunder je  
Genannt, was Kindern bloß so heißen müßte,  
Die gaffend nur das Ungewöhnlichste,  
Das Neueste nur verfolgen“.

Hierauf zeigt er der Tochter, daß sie über ihrer Schwärmerei von einem Engel ganz den Menschen vergessen hätte, welcher gar leicht in der Lage sein könnte, dienstfertige Freundschaft zu brauchen.

„Begreifst du aber,

Wie viel andächtig schwärmen leichter, als  
Gut handeln ist? wie gern der schlaffste Mensch  
Andächtig schwärmt, um nur, — ist er zu Zeiten  
Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt —  
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?“

Mit edler Bescheidenheit tritt er dem jungen aufbrausenden Tempelherrn entgegen. Auf Gnade und Ungnade muß sich der Brauskopf der geistigen und sittlichen Überlegenheit des besonnenen Mannes ergeben.

„Berachtet

Mein Volk so sehr ihr wollt. Wir haben beide  
Uns unser Volk nicht auserlesen. Sind  
Wir unser Volk? Was heißt denn Volk?  
Sind Christ und Jude eher Christ und Jude  
Als Mensch? Ah! wenn ich einen mehr in Euch  
Gefunden hätte, dem es genügt, ein Mensch  
Zu heißen!“

Au der ruhig leidenschaftslosen Klarheit, mit der Nathan Welt und Menschen betrachtet, nimmt Recha gleichfalls teil, sowohl was die religiöse Auffassung als die Beurteilung weltlicher Verhältnisse anlangt. Auf die Frage des Tempelherrn, ob sie vom Sinai wissen wolle, ob daselbst die Stelle noch zu sehen, wo Moses einst vor Gott gestanden, giebt sie zur Antwort:

„Nun das wohl nicht,

Denn wo er stand, stand er vor Gott“.

Auch bei ihr handelt es sich nur um den Kern, nicht um das geschichtliche Kleid eines Glaubens.

Der geschwägigen Daja, welche sich höchlich erstaunt darüber zeigt, daß Recha die endliche Erscheinung des Tempelherrn in ihrem Hause nicht in die größte Gemütsregung versetzt hat, werden die verständigen Worte entgegengehalten:

„Was Kält? Ich bin nicht kalt. Ich sehe wahrlich  
Nicht minder gern, was ich mit Ruhe sehe“.

In Nathans Händen laufen alle Fäden der Handlung zusammen, er ist dazu berufen, Einheit in die inneren und äußeren Verhältnisse zu bringen, und überall zeigt er sich als Herr der Situation. Die Blüte seiner geistvollen Dialektik ist die bekannte Parabel von den drei Ringen, und in dieser haben wir zugleich die Lösung des dramatischen Knotens zu erblicken. Gemäß dem didaktischen Zweck der Dichtung konnte diese Lösung nur auf dem Boden des Gedankens vor sich gehen. Nicht Thatsachen als solche, sondern Ideen beleben den Gang der dramatischen Entwicklung. Auch die Blutsverwandtschaft, welche sich am Schluß unter den Vertretern der verschiedenen Konfessionen und Nationen herausstellt, ist zunächst symbolisch aufzufassen.

Es ist nicht unwesentlich, daß Nathan, der bewußte, geistesklare Träger des Humanitätsprinzips, sich erst durch innere fortschreitende Entwicklung zu dieser Reife der Anschauung emporgearbeitet hat. Wir erfahren das beiläufig aus seiner Erzählung an den Klosterbruder. In Nathans früherem Leben lag Grund genug, um sich gleichfalls in die starre Einseitigkeit seiner Nation zu verrennen. Waren doch sein Weib und sieben Söhne ein Opfer des christlichen Glaubensfanatismus geworden. Da hatte Nathan, wie er selbst berichtet, drei Tag' und Nacht' vor Gott im Staub gelegen, geweint, und auch wohl mit ihm gehadert, die ganze Welt verwünscht und allen Christen heißen Haß geschworen.

„Doch nun kam die Vernunft allmählich wieder.  
Sie sprach mit sanfter Stimm': und doch ist Gott!  
Das war auch Gottes Ratschluß das! Wohlan!  
Komm! übe, was du längst begriffen hast;  
Was sicherlich zu üben schwerer nicht,  
Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.  
Steh auf! — Ich stand! und rief zu Gott: ich will!  
Willst du nur, daß ich will!“

Also aus der richtigen Einsicht entspringt das richtige Handeln. Daß Vernunftklarheit und Tugend sich gegenseitig bedingen, ist ein Lieblingsgedanke des Rationalismus.

Einen Juden machte der Dichter zum Vertreter seines rein menschlichen Prinzips; denn in ihm hatte dieses Princip den glänzendsten Sieg erfochten, weil es den mächtigsten Feind zu Boden geworfen

hat. Der durch den Glauben seiner Religion zur starrsten Ausschließlichkeit Verwiesene, befreit sich durch die Macht des rein menschlichen Gedankens zur Anerkennung des über alle Satzung, über jede exklusive Richtung eines Glaubensbekenntnisses erhabenen Menschthums. Nur wer in sich selbst den Gegner völlig überwunden hat, ist berufen, diesen Feind auch in andern zu bekämpfen und zu besiegen. Und das Princip der Duldung, welches Nathan vertritt, ist bei ihm ein Resultat des Lebens, das er einem harten Kampfe erst abgewonnen und nach allen Richtungen in sich selbst durchgefochten hat. — Der ruhige, geräuschlose Gang der Handlung stimmt vollkommen zu der Tendenz des Gedichtes. Ein Werk, das uns von den nichtigen Außendingen dieser Welt so ganz auf unser Innerstes, auf unsere reinste Menschlichkeit zurückführt, konnte und mußte sogar durch einen gemesseneren Gang auf unser Empfinden wirken. Nicht gewaltige Felsenatur, nicht stürzende Gewässer und brausende Stürme sind es, was uns hier umgiebt, sondern wir wandern in einem heilig-stillen Haine, dessen hohe und leise sich bewegenden Wipfel in den Himmel zu ragen scheinen. David Friedrich Strauß hat Recht, wenn er in einer Vergleichung des „Nathan“ mit Mozarts „Zauberflöte“ diese beiden Werke als schon „aus einer bessern Welt stammende Schöpfungen ihrer dem Heimgehe nahen Schöpfer“ bezeichnet.

„Wenn auch das Beste von dem, was Lessing dachte und schrieb, in der philosophischen Bewegung seiner Zeit, die ihn nicht begriff, wirkungslos versank, so streute er doch Keime der größten Gedanken aus, welche später in der deutschen Philosophie zur Entfaltung kamen. Er ist zwischen Leibniz und Kant der einzig schöpferische Kopf in der deutschen Philosophie; er ist dem Schulpedantismus und der eklektischen Verarbeitung des Gegebenen gegenüber der einzige, welcher das deutsche Denken nicht nur mit einer Fülle anregender Ideen, sondern vor allem mit einem großen Princip befruchtet hat.“\*)

Lessings „Nathan“ erschien 1779, ein Jahr darauf die Schrift „Erziehung des Menschengeschlechts“, welche in großen, bestimmten Zügen die Wahrheiten ausführt, welche in der Dichtung andeutungsweise und in populärer Form enthalten sind. Auf den ersten Blick könnte es allenfalls scheinen, als sei das Evangelium der Zukunft,

\*) Windelband, die Geschichte der neuern Philosophie in ihrem Zusammenhang mit der allgemeinen Kultur.

das in „Nathan“ verkündigt wird, lediglich dasjenige der Moral und steure somit Lessing in seinem poetischen Bekenntnis durchaus im breiten Fahrwasser des leichten Rationalismus. „Möglich — sagt Windelband — daß er, als er den „Nathan“ schrieb, hin und wieder der Tendenz: das wahre Wesen der Religion restlos in dasjenige der Moral aufzulösen, einer Tendenz, die namentlich in seinen Freunden lebendig war, nachgab, und daß die unverkennbare Zurücksetzung, welche in diesem Werke das Christentum erfährt, dadurch mit bedingt war. Allein schon darin, daß Lessings Darstellung der Geschichte von den drei Ringen wenigstens die Möglichkeit offen läßt, einer von den drei Ringen sei wirklich der echte, bricht eine andere Auffassung durch.“

Der historische Standpunkt, wenn er auch im allgemeinen in dieser Dichtung gegen den rationalistischen und universalistischen zurücktritt, ist doch niemals aufgegeben, bildet unseres Erachtens vielmehr die feste, unverrückbare Grundlage der sittlichen Ideale, nach deren Verwirklichung Nathan ringt. Keinen Augenblick verliert Lessing die Fähigkeit, den historischen Erscheinungen gerecht zu werden. Er weiß, daß kein Kern ohne Schale wachsen kann. Durch und durch Individualist, vertritt er überall die historische Berechtigung und sucht in echt Leibniz'schem Geist zu zeigen, wie jedes Einzelwesen eine ganz eigene Ausprägung des Weltlebens ist und als solche beurteilt sein will.

Alle Religionen gründen sich auf Geschichte — sie sind nicht künstlich gemacht, nicht Priestererfindungen, wie eine einseitige Betrachtungsweise zu Lessings Zeit anzunehmen geneigt war, — das ist die Anschauung, die auch Nathan vor Saladin vertritt. Aber die Geschichte der Religionen ist als eine fortschreitende Erziehung des Menschengeschlechts aufzufassen, es liegt im Begriff der Entwicklung, daß die jeweiligen Formen und Fassungen der Wahrheiten immer über sich hinaus, auf eine höhere Stufe weisen.

Wenn die Völker, als Masse gefaßt, die historischen Formen aufrecht erhalten wollen und auf eine Zeit lang auch müssen, so kann sich doch bereits unter einzelnen eine Verständigung und Versöhnung anbahnen. Die drei monotheistischen Konfessionen sind heutzutage noch genau so scharf von einander getrennt wie vor hundert Jahren, als Lessing seinen „Nathan“ schrieb, aber zwischen Individuen wird sich immer von neuem jenes schöne Toleranzverhältnis herstellen können,

für welches der Dichter in seinem Werk einen, man kann wohl sagen, ewigen Typus gefunden hat.

Von welcher tiefgehender Bedeutung die Fragen waren, welche Lessing bewegten und im Nathan in einer im edelsten Sinne populären Form zum poetischen Ausdruck gelangten, wie dieselben gewissermaßen das Material für die Geistesarbeit eines ganzen Jahrhunderts lieferten, das beweist unter anderem auch das Auftreten Emanuel Kants. Es ist der Lessingsche Gesichtspunkt, unter dem auch er die Geschichte der Religionen betrachtet. Schlagen wir sein Werk auf: „die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ — dasselbe erschien 1793, also vierzehn Jahre nach dem „Nathan“ — so stoßen wir hier auf die nämlichen Anschauungen, welche in Lessings Dichtung bereits sichtbar keimen. Da heißt es z. B. an einer Stelle: „Es ist eine Folge der moralischen Anlage in uns, daß die Religion von allen empirischen Bestimmungsgründen, welche auf Geschichte beruhen, allmählich losgemacht werde, und so reine Vernunftreligion zuletzt über alle herrsche, „damit sei Gott alles in allem“; die Hüllen, unter welchen der Embryo sich zuerst zum Menschen bildete, müssen abgelegt werden, wenn er nun an das Tageslicht gelegt werden soll. Das Leitband der heiligen Überlieferung, welches zu seiner Zeit gute Dienste that, wird nach und nach entbehrlich, ja endlich zur Fessel, wenn er in das Jünglingsalter eintritt. „So lange er (die Menschengattung) ein Kind war, war er klug als ein Kind, nun er aber ein Mann wird, legt er ab, was kindisch ist.“ — —

Im höchsten Grade charakteristisch für das Wesen der Schillerschen Muse ist die Gestalt des Marquis Posa. Goethe sagt an einer Stelle von seinem Freunde: „Seine eigentliche Produktivität lag im Ideellen, und es läßt sich sagen, daß er so wenig in der deutschen als in irgend einer andern Litteratur seinesgleichen hat. Durch alle seine Werke geht die Idee der Freiheit, und diese Idee nahm eine andere Gestalt an, so wie Schiller in seiner Kultur weiter ging und selbst ein anderer wurde“. Der erste Repräsentant von Schillers Freiheitsideal ist Karl Moor. In dieser Natur ist noch alles Sturm und Gährung, ihre Opposition gegen die Gesetze und Rechte, die „sich wie eine ewige Krankheit forterben“, trägt durchgängig die Merkmale der Sturm- und Drangperiode. Im „Fiesko“

schlägt das republikanische Selbstgefühl und Unabhängigkeitsstreben mächtige Wellen. In „Kabale und Liebe“ ist es die Freiheit des Individuums, die freie Wahl der Herzen ohne Rücksicht auf den Standesunterschied, welche der Dichter in Form eines socialen Problems einführt. In allen diesen Dramen — wenn sie auch Übertreibungen und Ausschreitungen der Phantasie genugsam aufweisen — ist der die Vorgänge treibende Freiheitsdrang niemals ein rein willkürlicher, er ist stets mehr oder minder an der Idee gemessen und erhält durch diese doch stets am Schlusse sein Korrektiv. Die in den Erstlingswerken vereinzelt Freiheitsstrahlen vereinigen sich im „Don Carlos“ zu einem ruhigen, mächtigen Lichtstrom, der erwärmendes und erleuchtendes Leben um sich verbreitet. Der enthusiastische Freiheitsdrang, der in den vorhergehenden Werken solche titanische Anläufe genommen, erhält in der Posa-Gestalt ein ausgleichendes Gegengewicht durch ernste Besonnenheit des Charakters und sichert sich in dieser Form die Lebensfähigkeit für alle Zeiten.

Wäre Carlos, wie es doch wohl zuerst im Plane des Dichters gelegen, der eigentliche Held der Tragödie geblieben, so würde die Begeisterung für Volkswohl und Volksbeglückung nicht jenen unruhig flackernden Schein, in dem die Reden eines Karl Moor erglänzen, verloren haben, denn der spanische Infant steht seinem ganzen Wesen nach auf einer Stufe mit den Helden der ersten Dichterperiode Schillers, während die Gestalt des Malteserritters eine neue Phase einleitet. Je mehr sich in des Dichters eigener Seele die Anschauungen klären, je mehr die Hitze der Jugend einer ernstern, stillern, aber desto nachhaltigeren Begeisterung weicht, desto mehr wendet sich das Interesse von Carlos ab und dem Marquis zu, welcher als ein „Bürger der Zeiten, welche kommen werden“, nunmehr als der berufenste und bedeutendste Träger von Schillers Weltanschauung erscheint. Das Humanitätsideal, wie der Dichter es in „Don Carlos“ niedergelegt hat, verbleibt jetzt zeitlebens bei ihm. Überhaupt hat Schiller niemals die Richtung seines Geistes verändert, sondern nur erweitert und geläutert, aber die Ideale des Jünglings leben fort in der Brust des gereiften Mannes. Des Dichters eigene Seele scheint sich in die Worte Posas an die Königin Elisabeth zu drängen:

„Sagen Sie dem Prinzen,  
Daß er für die Träume seiner Jugend

Soll Achtung tragen, wenn er Mann sein wird,  
Nicht öffnen soll dem tötenden Insekte  
Gerühmter besserer Vernunft das Herz  
Der zarten Götterblume — daß er nicht  
Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit  
Begeisterung, die Himmelstochter, lästert“.

„Schiller bleibt jung mit dem Helden seiner Jugend, in welchem er sein innerstes Wesen niedergelegt und aus sich herausgestellt hat. Auch in den späteren Dichtungen wirkt bei ihm das Posa-Element nach — sowohl in dem jugendartigen Aufschwung des Gefühls und dem edlen sittlichen Pathos, wie auch in jenem Freiheitsglauben, der noch in seinem letzten Drama, im „Tell“ so hell aufleuchtet. In diesem wird die Idee der Freiheit, mit deren Verkündigung der Dichter begonnen, in dem verklärenden Lichte geläuterter Schönheit noch einmal voll und ganz enthüllt. Als auf dem Rütli geschworen wird, schreitet Posas Schatten unsichtbar, aber vernehmlichen Schrittes hindurch, es spricht sein Geist aus den Seherworten des sterbenden Uttinghausen, als dieser die Alpen im Morgenrote der Freiheit glühen sieht! Der Geist des Posa'schen Idealismus lebt ferner fort in den historischen und ästhetischen Studien Schillers, und die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen sind fast nur die philosophische Ausführung des Gedankens, wie das Jahrhundert durch den pädagogischen Einfluß der Kunst für das Ideal des Posa reif gemacht werden solle.“\*) In seinen ästhetischen Abhandlungen tritt Schiller nirgends als abstrakter Ästhetiker auf. Überall geht er darauf aus zu zeigen: daß in der Schönheit auch die Freiheit enthalten sei, überall waltet die Beziehung der Kunst zum Staat, die Beziehung des vermittelt des Schönen erzogenen Menschen zum freien Staatsbürger. Das Staatsbürgertum aber wird im Sinne des Weltbürgertums gefaßt, das Weltbürgertum ist ein wiederholt ausgesprochenes Schiller'sches Credo: „Es ist die Pflicht des Philosophen wie des Dichters, zu keinem Volke und zu keiner Zeit zu gehören, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes der Zeitgenosse und Bürger aller Zeiten zu sein“. In der Ankündigung der Horen kennzeichnet Schiller seine Stellung zu seiner Zeit mit den Worten: „Je mehr das beschränkte

\*) Vgl. Josef Bayer.

Interesse der Gegenwart die Gemüther einengt und unterjocht, desto dringender wird das Bedürfnis, durch ein allgemeineres und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen“. All diese Gedanken treten uns bereits — wenn auch nur leise angedeutet — in „Don Carlos“ entgegen. Auch Posa ist fest von der Idee durchdrungen, daß die Schönheit ein Erziehungsmittel zur Freiheit werden könne, und so benützt er die Leidenschaft seines Freundes für die Königin, um ihn durch diese hindurch zur sittlichen Freiheit und höchsten Schönheit hinaanzuführen. Die Liebe soll für Carlos ein Bad der Wiedergeburt werden. Seine Absichten in diesem Punkt legt Posa der Königin vor seinem Ende mit edlem Freimuth dar:

„Ich sah sie keimen, diese Liebe, sah  
Der Leidenschaften unglücklichste  
In seinem Herzen Wurzel fassen. — Damals  
Stand es in meiner Macht, sie zu bekämpfen.  
Ich that es nicht. Ich nährte diese Liebe,  
Die mir nicht unglücklich war. Die Welt  
Kann anders richten. Ich bereue nicht.  
Mein Herz klagt mich nicht an. Ich sahe Leben,  
Wo sie nur Tod — in dieser hoffnungslosen Flamme  
Erkannt' ich früh der Hoffnung goldnen Strahl.  
Ich wollt' ihn führen zum Vortrefflichen,  
Zur höchsten Schönheit wollt' ich ihn erheben;  
Die Sterblichkeit versagte mir ein Bild,  
Die Sprache Worte. — Da verwies ich ihn  
Auf dieses — meine ganze Leitung war,  
Ihm seine Liebe zu erklären“.

Auf das ernste Bedenken der Königin lautet seine Erwiderung:

„— — sollten Sie,  
Sie der Begierden edelster sich schämen,  
Der Heldentugend Schöpferin zu sein?  
Was geht es König Philipp an, wenn seine  
Verklärung im Escorial den Maler,  
Der vor ihr steht, mit Ewigkeit entzündet?“

Gehört die süße Harmonie, die in  
Dem Saitenspiele schlummert, seinem Käufer,  
Der es mit taubem Ohr bewacht? Er hat  
Das Recht erkauft in Trümmern es zu schlagen,  
Doch nicht die Kunst, dem Silberton zu rufen  
Und in des Liedes Wonne zu zerschmelzen.  
Die Wahrheit ist vorhanden für den Weisen,  
Die Schönheit für ein fühlend Herz. Sie beide  
Gehören für einander. Diesen Glauben  
Soll mir kein feiges Vorurteil zerstören“.

Des Dichters philosophisches Glaubensbekenntnis: durch Schönheit zur Wahrheit und Freiheit, kommt voll und ganz zur künstlerischen Erscheinung in dem Gedicht „Die Künstler“, welches mit den andern lyrisch-didaktischen Gedichten ähnlicher Art zu den edelsten Blüten des germanischen Geistes gehören.

Mit der kühnen und frohen Botschaft eines großen Völkerfrühlings, wie sie Posa verkündigt, ist Schiller seiner Zeit weit vorausgeeilt, somit seine eigenen Worte bewahrheitend:\*) „Sowie die edle Kunst die Natur überlebt, schreitet sie derselben auch in der Begeisterung voran, bildend und erweckend. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtung ihre Strahlen auf, und die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Thälern liegt“. — —

Das achtzehnte Jahrhundert arbeitete sich ab an der Aufstellung von Reformideen. Auf dem Gebiete der Religion suchte der Toleranzgedanke, dem durch das Augsburger Bekenntnis eine zu enge und frühzeitige Grenze gesetzt worden, sich Raum und Geltung zu verschaffen. In der Politik bildete sich allmählich ein neues Staatsideal heraus, und in der Wissenschaft suchte man nach neuen Wegen für die Erkenntnis der Natur und ihrer innersten Gesetze. Diesen Geistesströmungen sind unsere Dichter bald gefolgt, bald um ein gut Stück vorangeeilt, immer aber haben sie dies nach den drei genannten Richtungen ausgreifende Streben ihrer Zeit in entsprechenden, lebensvollen Gestalten zu verkörpern gewußt. Vertritt Nathan das Ideal religiöser Duldung, Posa die Forderung einer Monarchie mit garantierten

\*) Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.

Grundrechten des Volkes, so lebt im *Faust* jener ungesättigte Forschertrieb, dem Tradition und Autorität kein Ziel zu setzen vermögen. Bei „*Nathan*“, „*Don Carlos*“, „*Faust*“ haben wir es in der That mit Gedankenprodukten zu thun, die symbolisch für ihre Zeit waren, ja, die vermöge ihrer intensiven Leuchtkraft auf weite Strecken hinaus das Gebiet erhellten, auf welchem die kommende Generation ihre Kulturarbeit zu verrichten hatte. Mit einem gewissen Gefühl des Zögerns tritt man an einen so viel behandelten Stoff wie den des Goetheschen *Faust* heran. Im Laufe der Jahre ist die *Faust*-Litteratur zu einem unglaublichen Umfange angeschwollen, aber noch immer scheinen Lust und Fähigkeit zu neuen Forschungen auf diesem Gebiet nicht erloschen zu sein.\*)

Da das Allgemeinste nebst dem Individuellsten im Goetheschen *Faust* enthalten ist, ergeben sich zwanglos immer neue Seiten der Betrachtung. Der Gedankengehalt des *Faust* ist von typischer Bedeutung sowohl für das Ringen der ganzen Menschheit als auch speciell für das der deutschen Volksseele, ein treuer Spiegel deutscher Verirrungen und Geisteskämpfe. Dieser allgemeine Ideeengehalt ist zum Zweck der Anschaulichkeit in durchaus individueller Gestalt geboten und in diesem Individuellen hat sich des Dichters eigenes Leben und Streben selbst zum Austrag gebracht. „Mit dem allgemeinsten Gedankengehalt verbinden sich noch besondere Verhältnisse des Dichters, wodurch das Allgemeine der tiefste Ausdruck persönlicher Stimmung wird und dadurch so ergreifend wirkt. Es bewährt sich wieder an

---

\*) Gerade jetzt ist die „Wissenschaft, welche auf den Namen Goethe getauft ist“, an einem Wendepunkt von epochemachender Bedeutung angelangt, da das Aussterben seiner Nachkommenschaft und die Liberalität des Weimaraner Fürstenpaares die bisher vor Unberufenen und Berufenen verborgen gehaltenen Schätze des Goethehauses endlich der Nation erschlossen und damit er't das unentbehrliche Fundament für eine umfassende Lebensgeschichte und eine authentisch-kritische Ausgabe der sämtlichen Werke Goethes geschaffen hat. Von der überreichen Fülle des in sechs dichtgefüllten Schränken vorgefundenen Materials, dessen Durchforschung und Publikation die nächste Aufgabe der neugegründeten *Goethe-Gesellschaft* bilden wird, kann man sich aus den von *Otto Brahm* (im August-Heft der „*Deutschen Rundschau*“) gemachten Mitteilungen eine annähernde Vorstellung machen. In Bezug auf den „*Faust*“ heißt es: Reichlich fließen die Quellen zum ersten und noch mehr zum zweiten Teil des *Faust*!

dieser Poesie so recht augenfällig, daß auch der höchste philosophische Gedanke nur dadurch poetische Kraft und Gestalt gewinnt, wenn er in der Form des persönlichen Ergusses und durchlebter Stimmung auf uns eindringt. In dem ersten Monologe des Faust, in dem Ausdruck seiner Wissensqualen, in seinem ungemessenen Streben, sich durch einen Akt der Begeisterung unmittelbar in Einheit mit dem Objekt zu setzen und die Kluft von Denken und Sein aufzuheben, pulsiert die Triebkraft der ganzen Sturm- und Drangperiode, welche bei Goethe zu einem Ferment seiner eigenen Entwicklung geworden ist, während andere an ihr zu Grunde gegangen sind. Der ursprüngliche Entwurf der Tragödie fällt in die Zeit, wo man überall und namentlich in der Kunst mit dem Formalismus, mit dem durch Überlieferung Geltenden brach und an die Stelle desselben die unmittelbare, ungebrochene Kraft des Gemüths setzte. Dem Pedantismus und der toten Form gegenüber war dieser Bruch, die Berufung auf die Allmacht des menschlichen Herzens höchst berechtigt, denn der Geist war darin von dem richtigen Instinkte geleitet, daß aus dem Schoße der Innerlichkeit allein jene Form entspringen müsse, welche sich der Geister bemächtigen wolle. Aber in dieser Berufung auf die Unmittelbarkeit des Herzens, in der Abkehr vom Formalismus, verhöhute man zugleich die Formbildung selbst, die Beherrscherin des Stoffes und geriet in das Schrankenlose. Darin lag die Gefahr dieser Periode. Ganz auf diesem Boden, ins Ungewisse, Schrankenlose hinaus zu streben, sich der Form, der Vermittlung, der Schranke zu entschlagen, steht Faust auf dem Gebiete des Gedankens. Er will unmittelbar schauen, was nur durch Vermittlung, durch Zerlegung, durch die Arbeit des Besondern unser Besitz werden kann. Fausts Recht ist das Recht der Poeten der Sturm- und Drangperiode der toten Überlieferung gegenüber. Wie diese sich einer alt und hohl gewordenen Form entwinden, so kehrt sich der Denker Faust gegen den Formalismus der Wissenschaft, welche den Trieb des Geistes nach Erkenntnis des Universums nicht befriedigen kann. Wie aber die Stürmer und Dränger mit der berechtigten Abkehr von der alten überlieferten Form zugleich die Form überhaupt und die Schranke verschmähen und daher ins Formlose abirren, so verkennt der Denker Faust, indem er die Unzulänglichkeit des wissenschaftlichen Formalismus für die Erkenntnis der Wahrheit erfahren hat, damit zugleich die Wissen-

schaft überhaupt. Sein Schmerz über die Ohnmacht der Wissenschaft seiner Zeit wird zu einer Beurteilung der Wissenschaft überhaupt, als des einzigen Mittels, um sich des Objekts zu bemächtigen und der Natur ihre Geheimnisse abzufragen. Man sieht hieraus, wie innig der Standpunkt Fausts in diesem Monologe mit der ganzen Zeit und Zeitstimmung zusammenhängt, der die Gestalt des Fragments Faust entsprungen ist. Fausts Zustand der Verzweiflung am Wissen ist ein ebenso notwendiger Durchgangspunkt zur wahren Bedeutung und Macht der Wissenschaft, als die Sturm- und Drangperiode in der Poesie zur Herausbildung der künstlerischen Form und des allgemein menschlichen Gehalts.“\*)

Man kann sich dem Reiche der Ideale auf doppelte Weise zu nähern suchen, einerseits durch das theoretische Streben, sie erkennend zu erwerben und zu durchdringen, und andererseits durch das praktische Bemühen, sie arbeitend und schaffend zu realisieren. Faust beginnt mit dem ersteren, geht durch die sinnliche Realität und die Welt der Schönheit hindurch und endet bei dem letzteren. Ebenso gut aber könnte der Entwicklungsgang sich umgekehrt vollziehen: nachdem die Kraft Fausts sich der praktischen Verwirklichung der Ideale gewidmet, wendet sie sich später ausschließlich den theoretischen Studien zu, — aber Goethe hatte das richtige Gefühl, daß er seinen Faust den ersten Weg von der Theorie zur Praxis einschlagen ließ, weil dies die Signatur des deutschen Volksgeistes ist. Daß die Gestalt des Faust ein eigentümliches Produkt des Germanentums ist, — daß z. B. die leichten, beweglichen, heißblütigen Romanen dem grübelnden Denker in Don Juan, dem Manne des Genusses, den entsprechenden, ihre Volkstümlichkeit bezeichnenden Typus entgegengestellt haben, — ist schon oft erörtert worden. Wie sehr Faust an kulturhistorische Besonderheiten geknüpft ist, werden wir inne, wenn wir den äußern und innern Aufbau der Goethe'schen Dichtung betrachten. Trefflich hat es der Dichter verstanden, dem allzugedankenhaften Stoffe die Farbe des Lebens anzupinseln. Faust, der absolute Mensch, der Repräsentant des geistigen Ringens der Menschheit, der schließlich doch über die nationalen Bedingungen hinauswächst und sich zum Menschheitsideal schlechthin erweiterte, er tritt uns entgegen in der Beleuchtung des

\*) R ö t s c h e r, Jahrbücher für dramatische Kunst und Litteratur.

deutschen Mittelalters. Im Grunde ist Goethes „Faust“ ein modernisiertes Mysterienspiel und will und kann seine mittelalterliche Grundlage nicht verleugnen. So entsprechen die drei Entwicklungsphasen, welche Faust zu durchlaufen hat, den drei Abteilungen im Mysterienspiel: Himmel, Hölle, Erde. Goethe verlegt zudem den Schauplatz der Handlungen abwechselnd in diese drei Welten, und Fausts inneres Leben befindet sich bald der einen bald der anderen nahe. Die magische Tonart von Anfang und Schluß der Dichtung streift gleichfalls an das Mysterienspiel, und durch dieses waren auch die komischen Elemente gegeben. Die Versform ist im allgemeinen noch die von Hans Sachs. Die holzschnittartige Charakteristik der Figuren, der lose Zusammenhang unter den Szenen, die Mischung von Profanem und Heiligem, all die Freiheiten, die sich das Fastnachtspiel in späterer Zeit gönnte, Auspielung auf die Zeitereignisse in symbolischer und allgemeiner Form — all das ist ganz im Stil der alten Mysterien. Das sechzehnte Jahrhundert verstand im Drama nur eine Abwechslung von Dialogen, und das Hineinragen übernatürlicher Wesen beeinträchtigte nicht die Zurechnungsfähigkeit der menschlichen Personen. Die Musik — man denke an die Geisterchöre im Goetheschen „Faust“ — umschwebte das Ganze und diente dazu, die Stimmung auf die rechte Höhe zu bringen und in einen Duft zu versetzen, der das Geisterreich leichter verträgt und annehmbarer macht. Das eben Gesagte gilt wesentlich von dem Formellen der Dichtung; was den Inhalt anbetrifft, so ist derselbe durch die Masse des in ihm zur Verarbeitung gekommenen Stoffes von durchaus universaler Natur. Beinahe nichts, was für das Geistesleben der Menschen des achtzehnten Jahrhunderts von Interesse war, ist hier unberührt geblieben. Fast ist der Rahmen — der sich aus den Zügen der Sage und des Volksstücks zusammensetzte — zu enge, um diese Ideenfülle zu umspannen. Von einer Einheit der Handlung kann man demnach auch schon nicht im ersten Teile der Dichtung reden, nur von einer leitenden Idee, die das Ganze durchzieht, oftmals aber von der Masse des herandrängenden Stoffes durchkreuzt und verdunkelt wird. Drei Kulturepochen sind im Goetheschen Faust ineinander geschmolzen: Altertum, Mittelalter und Neuzeit. Zwei Religionen, stellenweise mit einander verschlungen, spielen darin: Heidentum und Christentum, ersteres als antikes und germanisches. Selbst zwei Welten der Kunst reichen sich

da die Hand: Volkspoesie und Kunstpoesie, letztere sich wieder in antiken und romanischen Stil zerlegend. Ferner begegnen wir der Dreiheit der Sphären: Wissenschaft, Kunst und Staat, und das Moment des Staates hängt mit dem letzten Gegensatze, dem von Theorie und Praxis zusammen. Vom ersteren geht Faust aus und schließt mit dem letzteren.

„Die Faustsage hat die Bestandteile anderer älterer Sagen in sich aufgenommen und das in sich konzentriert, was bereits frühere Jahrhunderte beschäftigte. Daher der Reichtum an Motiven und Kerngedanken, die sich im Faust abgesetzt haben. Im griechischen Prometheus finden wir Anklänge an den in der Faustgestalt sich verkörpernden Titanismus. Ferner ist der Grundgedanke des Buches Hiob benutzt, was vornehmlich im Vorspiel des Goetheschen „Faust“ zutage tritt. In der Sage vom ewigen Juden, sofern sie das Ruhelose und Friedlose des von schwerer Schuld gepeinigten Menschengewisses versinnbildlicht, lassen sich gleichfalls Bezüge zur Faustsage entdecken. Die mittelhochdeutsche Erzählung vom heiligen Theophilus, der einen Pakt mit dem Bösen schließt und nur durch Fürsprache der gnadenreichen Jungfrau Maria sein verschertes Seelenheil wiedergewinnt, enthält auch verschiedene Berührungspunkte mit der Faustgeschichte. Vor allem aber sind es in der mittelalterlichen Poesie zwei Gestalten, die in inniger Verwandtschaft zur Faustidee stehen: Parzival und Tannhäuser. Die düstere Figur des Dänen Hamlet, der in seinem Streben nach Vertiefung zu einem Grübeln über die Daseinsrätsel verfällt, hat man nicht ohne Grund den Shakespeareschen Faust genannt. Im romanischen „Don Juan“ haben wir das Faustprincip nach seiner erotischen Seite hin vertreten.“\*)

Formelle und materielle Verschiedenheiten unterscheiden die beiden Teile der Dichtung von einander: der erste enthält dem Plane nach die wachsende Schuld Fausts, der zweite muß die stufenweise Klärung seines Geistes aufzeigen. Der erste Teil spielt in der sogenannten kleinen Welt, der zweite in der großen Welt. Aus der Maßlosigkeit seines Strebens gelangt Faust zur Selbstbeschränkung. Aus dem selbstfüchtigen Streben geht er zum Gemeinnützigen über. Der Kultus der Sinnlichkeit wird zum Kultus der Schönheit, die pessimistische Auffassung wird zur optimistischen. Gemeinsam ist beiden Teilen die

\*) H. Norman, Perlen der Weltliteratur. Bd. IX.

Mischung des Geisterhaften mit dem Menschlichen, ferner die möglichst treue Anschließung an die Volks Sage. Man hat besonders eingehend die Frage erörtert, ob Goethe nicht besser daran gethan, seinen Faust in die Bewegungen der damaligen Welt, in das Reformationszeitalter, hätte einführen sollen, anstatt ihn in eine reine phantastische Welt zu versetzen. Andere meinten: Goethe hätte ja den Faust auch nach Amerika schicken können, überhaupt in ein konkreteres Leben. Die dergleichen Meinungen aufwerfen, lassen ganz außer Acht, daß dann das ganze Faustproblem seinem eigentümlichen Elemente entrückt und auf einen Boden verpflanzt worden wäre, auf dem es nicht hätte gedeihen können. Dann erst wäre ein unerträglicher Dualismus entstanden. Faust ist ja eben kein Wilhelm Meister, und ihn mit den Reformatoren zusammenzubringen, wäre ebenfalls kein glücklicher Griff gewesen. Wenngleich sein Name in der Reformationszeit in Wittenberg auftaucht, so steht er doch in gar keiner innern Beziehung zu der reformatorischen Bewegung, sein Leben gehört der Sage, nicht der Geschichte an.

Der schon oben erwähnte Ästhetiker Josef Bayer sagt: „Faust ist im ersten Teil noch ein Individuum mit voller poetischer Wärme erfaßt und gestaltet, im zweiten Teil ist er nur mehr eine Personifikation, ein Gedankenwesen, an welches sich Gedankendinge aller Art schattenhaft herandrängen, fast nur noch der bloße Vereinigungspunkt für Aperçus und Anschauungen, die sich später in Goethes Geist ansammeln“.

Unverkennbar wird das Individuelle völlig ins Typische erhoben, und den Gestalten haftet daher eine gewisse Vieldeutigkeit an. Schon aus diesem Grunde sollte man von dem Versuche abstehe, den zweiten Teil auch für die Bühne einzurichten.\*)

---

\*) Was die Frage der Aufführbarkeit des Faust auf der Bühne anbetrifft, so verhielt sich anfangs der Dichter selbst ihr gegenüber außerordentlich reserviert, wie seine Äußerungen in Briefen und überlieferten Gesprächen beweisen. Während er jedoch gegen eine Aufführung des ersten Teiles ziemlich eingenommen war, zeigte er sich einer Bearbeitung des zweiten Teiles als Oper durchaus nicht abhold. In den „Gesprächen mit Eckermann“ sagt Goethe: „Mozart hätte Faust komponieren müssen. Meyerbeer wäre vielleicht dazu fähig, allein der wird sich auf so etwas nicht einlassen, er ist zu sehr mit italienischen Theatern verflochten“.

Wenn der Dichter den Ideeengehalt auch in die dramatische Form goß, so leitete ihn dabei ungefähr der nämliche künstlerisch-plastische Trieb, welcher den Plato bestimmt, seine Philosophie in der Dialogform objektiv werden zu lassen. Wenn auch die Figuren des zweiten Teils keine toten Allegorien sind, so entbehren sie doch jeder konkreten Lebensfarbe, das Symbolische überwiegt vollständig. Wesen wie Euphorion und Homunculus sind ja nichts weiter als die Personifikation einer Menge von theoretischen Einfällen.

the  
ch-  
der  
des  
der  
jen  
als

# A Chapter

from an Attempt of a Critique of the  
Chronologies of Shakespeare's Plays

by

Clemens Theisen.

---

A Chapter

from an Account of a Journey to the

North Pole of Asia

By

### Introductory remark.

From an essay intending to put Shakespeare students in mind of what every Shakespeare scholar knows well enough, but what a student perusing his favourite critic, and captivated by the amount of learning and ingenuity displayed there, may forget, viz. that the sorts of evidence which enable us to arrange Shakespeare's plays in chronological order, such as dates of printing, allusions in the plays, metre, language and style, power of characterization, etc., etc. do not lead to any sure result, — an essay which tries to do this, placing, side by side, as much as possible with their own words, the contradictory opinions of eminent critics, — I choose a chapter only according to the space allotted to me here.

---

### Power of characterization.

The reader of a poet's works mostly will receive an impression about the age of his author, may the latter ever so much keep in the background and never intrude upon him by moralizing and reflecting. According to the reader's own age and bent of mind, he will be attracted by a certain writer, or by a certain epoch in his author's writings.

C. Hebler makes the excellent remark: „Goethe's characters reflect his own self; Schiller's, in the first place,

rise above him up to his own ideals, but in this short circuitous path, they also point to the poet who is personally full of these ideals; in Shakespeare's characters, however, we completely forget the poet himself. He, as a rule, neither gives his own experience like Goethe, nor does he pass before us as a person full of feeling and of thought, like Schiller, but makes the impression of being able to represent the life of every possible kind of foreign character as if it were his own, . . . he shows a power of transformation and self-abnegation, in which no Garrick can equal him". And yet the characters whom the poet chooses with predilection, and the manner in which he depicts them, will be different in the different periods of his life; thus we feel that Shakespeare's merry comedies and mighty tragedies cannot have grown side by side. A poet's characters, therefore, may allow us a conclusion as to the period in which he created them. We can study the growth of the poet's mind, but in such a study much of the student's individuality, his mental organization and training, and thus acquired opinions and tastes, of his experience and environment comes in; his study always will be a subjective one.

The power of characterization shown in delineating the characters, especially the principal character or characters of a play is one of the evidences for assigning to it its place in the chronological order. The impression we receive of a character is a spontaneous one, but on spontaneous impressions a classification and chronology cannot be founded; we try to account for our estimation of a character by the analysis of it, and thus we enter the domain of aesthetic criticism.

Shakespeare scholars greatly differ in their appreciation of this branch of Shakespeare literature. „There are two ways by which the critic may arrive at his object“, says Ulrici, „the historical and the aesthetic. In the present day the former is generally the more popular, partly because both genuine and counterfeit thoughts are daily brought into the market in such quantities, that the price of the commo-

dity is falling, partly because the realistic tendency of our age is inclined to consider all aesthetic criticism and philosophy, all ideas and regulating conceptions, as mere freaks of the imagination... Aesthetic criticism views the artistic work purely by itself, and endeavours to understand it simply by the power of perceptive thought, and to point out its meaning from within itself". It ought to do so, but how difficult it is, has already been hinted at, and will be shown by some quotations. Grillparzer (Sh. Jahrbuch XVIII, 1883, Grillparzers Sh.-Studien. Mitgeteilt von Wilh. Bolin) says: „But with this extending interest for the great poet, the literature of commentaries sprang up, which, from Franz Horn and Tieck to Gervinus, has taken all pains possible to render the most intelligible of all poets unintelligible... With a favourite author of a remote period, they (the romantic school) are in the relation of a man to a child, richly gifted, that they admire, and to whom they feel superior at the same time, which is a gratification as well to their love of art, as to their vanity. The principal treat for the admirers of Shakespeare is to put in things of their own, that never will enter into the head of all other men". F. A. Leo (Sh. Jahrbuch XV, 1880, S. 8) says: „As every man feels to be in the presence of his own god, and presses the stamp of his individuality upon the revealed god, thus between every reader and the poet's persons a personal relation springs up. In one point only these readers differ from one another; the greater number keep their conceptions in their heads, or unconsciously in their hearts, and keep them chaste, as a girl does her first love; a smaller number, but of great weight, feel the vocation to go forth as apostles, and to preach to the heathens; and what confusion do they cause! Since there is no positive truth in these things, the individual opinion is truth for every one, and if an interpretation of Hamlet were doubtlessly false, and acknowledged to be so by all parties, it yet is just for the individual in whose head it has taken birth". Mézières says (Shakespeare, ses oeuvres et ses Critiques, VIII) that books have been written on

Shakespeare, in which the author departed from him already in the first pages, in order to solve, in his own manner, some aesthetic problem, that, in Germany, since Schlegel, Shakespeare has served as a pretext for the most bizarre reveries.

If Leo allows the works of so eminent men as Gervinus, Ulrici, and Kreyssig naturally to have high merit in the most different ways, in form and contents, and Furnivall writes: „The profound and generous Commentaries of Gervinus — an honour to a German to have written, a pleasure to an Englishman to read — is still the only book known to me that comes near the true treatment and dignity of its subject, or can be put into the hands of the student who wants to know the mind of Shakspeare“; Fleay (Shakespeare Manual, p. 105) thinks: „Books about Shakespeare, called aesthetic, are best eschewed entirely, until a distinct opinion has been formed from independent study (Among the best of these are Gervinus, Ulrici, Dowden, Hazlitt)“. Storm (Englische Philologie I., Heilbronn 1881) classifies the commentaries of Ulrici and Gervinus as prominent works, but somewhat one-sided, Kreyssig's Lectures on Shakespeare, his time and his works as popular lectures „of little importance in literary point of view“ (Jahrb. I, 457), whereas Dowden gives his opinion in the following manner: „Gervinus's Commentaries full and laborious; Kreyssig's Vorlesungen über Shakspeare and his smaller Sh.-Fragen, the best German literary criticism on Shakspeare. Ulrici's Shakespeare's Dramatische Kunst is highly esteemed in Germany, and has been translated; but Ulrici reads ideas and philosophy of his own into Shakspeare“.

After having shown how little the admirers and student of our poet agree on the worth of aesthetic criticism, and in the estimation of eminent critics, I wish to add a few lines on the different interpretations and estimations which the characters in our poet's plays themselves have undergone, in order to prove that the opinion we form about the more or less powerful characterization of the persons, or principal

persons of several plays, even if supported by the judgment of critics of note, does not entitle us to arrange them according to it in chronological order in their period, not even to assign them to a certain period, if we regard the strict chronological order in the same period as unessential: „Whether Macbeth preceded Othello, or Othello, Macbeth, need not greatly concern us“. (Dowden).

The striking vitality and force of Shakespeare's characters is not to be doubted, but as to their range and nobility a controversy has been possible. Ulrici, Gervinus, Dowden assign, also in these qualities, the very first place to the creations of our poet, and naturally hold not only his genius, but also his mind in equally high estimation. Dowden places the poet whose great energy of will conquered the sensitiveness and passion of his heart, above the noblest poets Rümelin finds in this point of view his characters, accordingly, his mind inferior to Goethe's and Schiller's. If the question about the estimation of Shakespeare in general was started, I could mention that Voltaire spoke of him as of un sauvage ivre; that Victor Hugo „has celebrated him in a volume of eulogy almost unqualified, often injudicious, but always the writings of a man of genius“ (Dowden); that Taine (*Histoire de la Littérature anglaise*, II, p. 164) calls him „une nature d'esprit extraordinaire, choquante pour toutes nos habitudes françaises d'analyse et de logique, . . . poétique, immorale, inspirée, supérieure à la raison par les révélations improvisées de sa folie clairvoyante“, etc., etc.

Besides the knowledge of the world, of foreign countries, the learning displayed, especially the legal attainments, it is just the nobility of his characters that has been alleged in proof against his authorship of the plays. In the Bacon-Shakespeare controversy, Appleton Morgan (*The Shakespearean Myth*, Cincinnati 1881) supports the hypothesis of Delia Bacon, defended by Nathanael Holmes, O. Follett, and others, at least so far, as to state that Shakespeare cannot be the author, leaving undecided, if Southampton, Raleigh, Essex, Rutland, Montgomery, and Bacon were among Shakespeare's

friends who wrote them. Pointing to the excellency of the characters, he holds that William Shakespeare who left Stratford suddenly from equivocal, immoral motives, who then rose in London as manager of a theater to considerable wealth, in a relatively short time, who afterwards returned to his birth-place and invested his money profitably there, now and then took the law of a debtor, remaining behind in payment, and left his second best bed to his wife by his will, impossibly can be the author of Hamlet, Lear, and Julius Caesar; and he supports it in such an able manner, that even Gustav Körting (*Encyklopädie und Methodologie der Romanischen Philologie*, II, S. 376, Heilbronn 1884) says: „If after all Shakespeare really is the author of the works that go by his name, which according to Morgan's investigations appears to be very questionable . . .“ On the other hand, an opponent to the Bacon hypothesis, in a book that cannot be called a clever one (George Wilkes, *Shakespeare from an American stand-point of view*) from the very same characters of the plays found him out to be a catholic, monarchist, aristocrat, despiser of the poor, and a man of very moderate accomplishments, who very well may be the author of those plays.

What greatly different interpretations have not many of Shakespeare's characters undergone! What different qualities have not been discovered in Hamlet's! He was feeble and irresolute, and the contrary: „The opinion that Hamlet is by no means wanting in courage, energy and manliness — which opinion, as far as I know, I first maintained, in opposition to Goethe and Schlegel, is now shared by Rötcher, Gehrt, von Friesen, Rossmann, Hebler, Rümelin, K. Köstlin, Tschischwitz, Genée, and others“ (Ulrici). He was „latently resolute“ (Werder), noble and mean, clever, even acute, and stark mad; so William Leighton (Philadelphia 1882): „Mad? So only can we reconcile him with himself and give him a consistent, understandable character. Mad? So only has the play a continuity of purpose . . . Mad? So only is Prince Hamlet noble“. Eduard P. Vining (*The Mystery of Hamlet*,

Philadelphia 1881) even goes as far as making him a princess, educated as prince, because a male heir was wanted. „It is not claimed that any such thought was in our immortal poet's mind, when first he conceived and put the drama into shape: the evidence is strongly to the contrary. It is not even claimed that Shakespeare ever fully intended to represent Hamlet as indeed a woman. It is claimed that in the gradual evolution of the feminine element in Hamlet's character the time arrived, when it occurred to the dramatist that so might a woman act and feel, if educated from infancy to play a prince's part, and that thereafter the changes in the character and in the play were all in the direction of a development of this idea. Very possibly the poet half juggled with himself in the matter.“

I mention Shylock, who has been thought — for instance by Lee and Grätz — drawn to amuse the mob, and call to their minds a cruel execution, and who has been brought on the stage according to this interpretation, throwing back on the poet himself the blame of being a predecessor to antisemitism. Shylock, on the other hand, has been interpreted — for instance by Ihering and Honigmann — as a martyr, as the typical figure of the jew in mediaeval times, that outcast from society, who vainly cried for right; and how could it be otherwise, in their opinion, with our noble humane poet?

Citing Leighton and Vining, I have transgressed the limits of my task, viz. to prove by the testimony of sober man and able critics that the same character may be ascribed to the poet „in the workshop“, and to the poet „on the heights“, and that the play may be placed accordingly in the chronological order, that this may be done the more easily, if the critic's opinion is biased by other evidence: metre, language, style etc.

And now I choose a few examples among our poet's creations. The date of a *Midsummer Night's dream* is a disputed one, and the delineation of the characters has been alleged as an argument by either party in the controversy.

Malone thinks that a piece the principal persons of which are so void of character, and the plot of which is so poor and uninteresting must certainly be supposed to have been one of the earliest compositions of the poet; the beauties that adorn it not being a contradiction, since Shakespeare's genius, also in his minority, knew to raise the coarsest matters with the warmest colours. Therefore he assigns this play to the year 1595. Drake, who has alleged many reasons to set right the critique of Malone, nevertheless pretends to find in this play a barren plot, want of character, and the production of fiery youthful power and inexperience. He fixes its date two years earlier than Malone. Ulrici says: „It is self-evident that no eminent, staid or thoroughly consistent characters could take part in such a play. Only the most common aesthetic misapprehension could, in this case, demand a sharp delineation of character true to nature. Hence all the figures — in accordance with the sense and spirit of the whole — are throughout drawn in a kind of wavering chiaroscuro, with but a few light touches and no strong shades whatever. All are full of feeling and imagination, full of self-will and caprice, or, like Bottom and his associates, full of grotesque folly. Ordinary criticism, however, generally clings to the delineation of characters — a criterion readily discernible — and judges the value of the dramatic poem from this one point alone. This accounts for the fact of the earlier English and some of the recent German critics forming so poor an estimate of this play, and for their placing it as far back as possible into the days of the poet's youth... From internal evidence I am inclined to assume that 1596—97 was the year in which the piece was composed. For, in spirit and character, it agrees so entirely with the works belonging to the close of the second period of Shakespeare's career, that it would be difficult for any one to separate it from these“.

After hearing critics that place this play among the early comedies, because the characters are superficially delineated, we heard Ulrici who allows this to be true, but

who places this play in the poet's second period, because the characters are delineated just in harmony with the nature of the subject, now we will hear Adolf Schöll, with whose view of this comedy in other points Ulrici much sympathizes, but who denies this kind of characterization expressly; he says: „I cannot allow at all that the characters of the important persons in a Midsummer Night's dream. (Theseus and Hippolyta, who stand rather above the action, Oberon and Titania, who actively and passively are much engaged in the action, and the Athenian youths and maidens, moved by the sufferings and adventures of love) are drawn with but few light touches „in a kind of wavering chiaroscuro“. They are drawn with broad touches, in warm tints as individualities, in such a manner as, to the Athenian princely couple in their relation to the action, gives together with the suitable nobility, the wise mind of rulers, gay frankness, heart-gaining magnanimity; in such a manner as, in the king and queen of the elves, gives to the quarrel in which they are opposed to each other distinctness and delicate perceptibility; and regarding the character of the Athenian gentlemen and ladies, whom distressed love chases into flight and pursuit in the wood, where the elves bear sway, where charms cross and puzzle their purposes and passions and, afterwards re-establishing and transposing, reconcile them, — also their characters are so finished and so sharply distinguished in clear, individual traits, as it is adequate to their resolution, their conduct in the intrigue, and which is expressed during the confusion, caused by the charm, in each scene of the animated action with as true consequence as in real life; with regard to the lovers, only those moments excepted, when it is interrupted by the power of the charm. And how ingeniously is the romantic wonderful character of the fairy-queen individualized“. Dowden also is persuaded of this distinct stamp of Theseus's character; he explains it according to his theory of Shakespeare's predilection for the men of action: „The central figure of the play is that of Theseus. There is no figure in the early drama of Shakspeare so mag-

nificent. His are the large hands that have helped to shape the world. His utterance is the rich-toned speech of one who is master of events — who has never known a shrill or eager feeling. His nuptial day is at hand; and while the other lovers are agitated, bewildered, incensed, Theseus, who does not think of himself as a lover, but rather as a beneficent conqueror, remains in calm possession of his joy. Theseus, a grand ideal figure, is to be studied as Shakspeare's conception of the heroic man of action in his hour of enjoyment and of leisure. With a splendid capacity for enjoyment, gracious to all, ennobled by the glory, implied rather than explicit, of great foregone achievement, he stands as centre of the poem, giving their true proportions to the fairy tribe upon the one hand, and upon the other to the „human mortals“... Theseus, who has nothing antique or Grecian about him, is an idealized study from the life. Perhaps he is idealized Essex, perhaps idealized Southampton. Perhaps some night a dramatic company was ordered to perform in presence of a great Elizabethan noble — we know not whom — who needed to entertain his guests, and there, in a moment of fine imaginative vision, the poet discovered Theseus“.

„All's well that ends well“ is of a very much disputed date: Knight assigns it to 1590, Ulrici to 1590—93, Delius to 1596—1599, Drake to 1598, Chalmers to 1599, the New Shakspeare Society (Furnivall) to 1589, respectively to 1601,2, Stokes to cir. 1592, resp. to cir. 1604, Gervinus to 1592—1605,6, Dowden to 1601—2, Hertzberg to 1603, Fleay to 1604, Malone to 1606. Metre and style may be the decisive reasons to place this piece late, or to admit a late revision, but those who defend an early date, support their hypothesis by the delineation of the characters, and the adherents to the theory of a sole late composition find the characterization quite suitable to that supposition.

Hermann Isaac (*Die Sonett-Periode in Shakespeares Leben*, Sh. J. XIX, 1884) gives utterance to the former opinion in the following manner: „I quite accede to Ulrici's opinion, who places it in 1590—3, with the remark that 1593

seems to me to be too late a period for the first composition, — the question of a later revision may be left open. — The figure of Bertram is one of the feeblest productions in characterization which can be laid to Shakespeare's charge. The treatment of obscenity, not as a means for the end of depicting true to life as in Henry IV., but as its proper object is quite youthful. There is no other explication for the lascivious dispute between Helena and Parolles, which is as much apart from the action, as from the character of the heroine, who is far from being wanton". This same character of Helena decides Dowden for the later date: „Just at the close of the period which gave birth to Shakspeare's most joyous comedies, and at the entrance to the tragic period, appear types of female character which are distinguished by some single element of peculiar strength: Helena, Isabella, Portia of Julius Caesar". He allows „Bertram, when the story begins, though endowed with beauty and bravery, and the advantages (and disadvantages) of rank“, to be „in character, in heart, in will, a crude, ungracious boy“; but he thinks him drawn in this manner intentionally, and Kreyssig and Elze agree with him: „If Helena's wooing should have any success, she must not be placed opposite to a strong, resolute, self-conscious man“. (Elze). Dowden continues: „Even at the last Bertram's attainment is but small; he is still no more than a potential piece of worthy manhood. We cannot suppose that Shakspeare has represented him thus without a purpose. Does not the poet wish us to feel that although much remains to be wrought in Bertram, his welfare is now assured? ... He is safe in the hands of Helena: she will fashion him as he should be fashioned“. The critics will hardly agree about this question. The Transactions of the New Sh. Soc. of 1880—1882 contain an essay of Dow on All's well, which piece the critic scarcely allows to be a comedy, and assigns to the later period, when Shakespeare began to become grave, and to reflect on the human soul as a compound of good and bad qualities. In Dow's analysis of the characters the Count of Roussillon gets the worst of it, and

with Helena the critic only finds fault on account of her love for Bertram. „The poet must have had another opinion with regard to one and the other, else he would probably not have written the play“. (Delius). Kreyssig also remarks that the action of this comedy is as weighty, as the laws of this kind of poetry will allow in any way, and that it contains situations in which tragical dissonances could as easily be arrived at by the poet, as the happy solution, really given. Accordingly he finds that the delineation of the characters is treated very carefully.

With the poet's power in characterization also his skill in forming a plot is growing, and generally this two qualities of a play are discussed in conjunction as criterion of the place due to it in chronological order. „In the structure of the play and grouping of character is, in some of the early plays a tendency to formal symmetry, an artificial setting of character over against character, and group against group: Antipholus and Dromio against Antipholus and Dromio; Proteus and Launce against Valentine and Speed; the King of Navarra and his three fellow-students against the Princess of France and her three ladies. Afterwards the outline of the play is drawn with a freer, because a firmer hand“ (Dowden).

But also in the estimation of the merit of the plot, the creation and grouping of the persons engaged in it, celebrated critics differ relatively to some of Shakespeare's plays. Aesthetic criticism plays a prominent part. What is the central idea of the piece? That is a question which even critics who mock at our German theorists cannot get rid of. According to the answer, the propriety of the grouping of persons, of scenes, the right of existence of persons is judged, and chronology is made.

Speaking of *All's well*, Ulrich, who thinks the play one of Shakespeare's earlier works, says: „The composition also is not as successful as in most of his later comedies; several characters, such as the Countess and the Duke of Florence, Lafeu and Parolles, Violenta and Mariana do indeed take

some external, but no internal part in the action. The reason of this unalterable and chief defect of the whole lies, it seems to me, in the subject-matter of the piece, which is not exactly happily chosen; for it must necessarily be offensive to a fine sense of feeling, when in courtship, woman is the wooer, and especially when this unwomanly proceeding — however well motivated and excusable it may appear — is not merely narrated (as in Boccaccio's novel), but represented to us in a vivid, dramatic and palpable form. To overcome this difficulty, and more particularly to make the surprising conclusion — the heroine's attainment of her wish — appear natural, the poet had, as it were, to take into his service a number of figures simply as motives and to bring the action to a close. But the very choice of this subject and his adhering to it, in spite of its obvious difficulties, shows us the youthful poet, the youthful pleasure in that which is unusual, the youthful inclination to venture upon a task the difficulties of which have not been sufficiently considered. The significance of the whole is based rather on the main feature of love, its freedom". Elze, who looks upon this play as a riper production, evinces for the secondary persons a better right of existence, and a closer connection with the principal idea and person, and her extraordinary endeavouring: „Should a woman's love in its richness and genuineness not have the same right of satisfaction as a man's? Should her heart be condemned by nature to inviolable silence and painful resignation?" he asks and adds, that the persons mentioned by Ulrici as taking no internal part in the action, are, strange to say, just those persons that owe their existence exclusively to the invention of our poet, and that thus two principal persons, the Countess and Parolles, are ranked with very insignificant, subordinate persons. „Should Giletta (Helena) not be repulsive by unwomanliness, then it was important to moderate her orphan position, to bring her into connection with the family, in short, to give her a motherly support, and thus the creation of the Countess of Roussillon is a very happy one, her authorization gives an appearance

of right to Helena's wooing... No less than by himself, we become acquainted with Bertram's character also by the reflection which his friend and tutor Parolles throws upon it: Tell me with whom you associate, and I tell you who you are. This part of Parolles too often is pointed to in the play, as to leave a doubt about his internal connection with the action. Parolles, moreover, answers to a wish of symmetry; he is placed to the side of Bertram, as the Countess is to Helena's side. That Shakespeare, besides this task of Parolles, has used him as a comical figure, only proves the greatness of his art".

The opinion which a Shakespeare scholar, from the subjects and characters chosen, and the manner in which the latter are delineated, has formed of the poet's state of mind at the end of his career, may be a reason of ascribing a play to an earlier or later period. If the great dramatist, after having measured the depths of human passion, after a period of mighty emotion, of gloom, and temporary despondency, and even disgust passed on to the heights, from where he looked down with philosophical calm on this sea of troubles, in which great crimes are redeemed by self-sacrificing love, he may picture abnegation and reconciliation in his last creations, and may look with serene, perhaps somewhat melancholy benignity on lovely childhood, unconscious of the weary paths of life. He who reads in this way the growth of Shakespeare's mind out of his characters, may place Timon after the great tragedies: Othello, Lear, Macbeth, Antony and Cleopatra, Coriolanus, but before the Romances: Pericles, Cymbeline, Tempest, Winters's Tale, For the „lyrical writers usually utter themselves nearly at the moment they are smitten with the sharp stroke of joy, or of pain. Dramatic writers, for the purity and fidelity of whose work a certain aloofness from their individuality is needed, utter themselves more often not on the moment, but after an interval, during which self-possession and self-mastery have been attained“. He may be persuaded that the bitter feeling was giving way, and that the poet set himself

wholly free of it by writing his *Timon*, as Goethe threw off sentimentality by his *Werther*-confession. He may be pleased to see in the *Tempest* the poet's farewell to the stage. He may be pleased to say with Prof. Lowell: „The whole play, indeed, is a succession of illusions, winding up with those solemn words of the great enchanter, who had summoned to his service every shape of merriment or passion, every figure in the great tragi-comedy of life, and who was now bidding farewell to the scene of his triumphs. For in *Prospero* shall we not recognise the Artist himself: —

„That did not better for his life provide

„Than public means which public manners breeds,

„Whence comes it that his name receives a brand“, —

who has forfeited a shining place in the world's eye by devotion to his art, and who, turned adrift on the ocean of life in the leaky carcass of a boat, has shipwrecked on the *Fortunate Island* (as men always do who find their true vocation), where he is absolute lord, making all the powers of Nature serve him, but with *Ariel* and *Caliban* as special ministers? Of whom else could he have been thinking, when he says,

„Graves, at my command,

„Have waked their sleepers, oped, and let them forth,

„By my so potent art?“

He may think that he left his work not hopeless as to the future of his dear Art, that he left his Art, his marvellous child *Miranda*, to the young *Fletcher*, with his gallantry and his beauty, even if he perceives the weak point in *Fletcher's* genius, its want of hardness of fibre, of patient endurance, and of a sense of the solemnity of the service of art“ (Dowden, p. 426). He may, therefore, regard the *Tempest* as Shakespeare's last play.

He who reads a darkening gloom in the characters that he thinks drawn in our poets last period, consequently also in his mind, finds his sentiments well expressed by *Ulrici*: „Whatever, therefore, may have been the motives which induced Shakespeare to choose this subject (*Timon*), it always

seems that, in his later years, he had lost the fine tact for what was the measure and limit of his art, which (except in his first youthful deviations, as in *Titus Andronicus*, *Henry VI.*, and others) had invariably been such a safe guide to him, and that, as in his youth, he had allowed himself to be carried away by the state of his own mind and feelings. When we compare this tragedy with his other, and probably his latest works, it can scarcely be disputed that his view of life must, in his later years, have become more and more melancholy. Even in *Macbeth* the conciliatory element of tragedy, the mild splendour of the setting sun, such as is spread over *Romeo's*, *Lear's*, and *Hamlet's* death, is removed far into the background. There hangs over the *Winter's Tale*, over *Cymbeline*, the *Tempest*, and even over *Measure for Measure* a profound, solemn earnestness of feeling. The shadows continue to become deeper, till finally in *Timon of Athens*, we have the full darkness of night, and it is only beyond the scenes of the play, as beyond human existence, that we behold the cheerful light of day.

It would be difficult to describe misanthropy with such vigour and truth, without having experienced the feeling oneself... He was doomed to see how that upon which he had lavishly spent all his mental energy was profaned and soiled by rude hands; doomed to see how the idea of beauty — as it presented itself to his mind, and with it the poetical power and depth of that view of life in which he had himself lived, and which he believed he had found to contain truth — was not merely driven out of the spirit of the age, but that the nation itself became more and more degenerate, both morally and politically... Well, then, might the tone of his mind become a shrill dissonance, which he would then endeavour to embody in a corresponding and hurriedly sketched work, in order to shake it from his own soul. This seems to me confirmed, in addition to the general character of the whole drama, more especially by the strong satirical and cutting attacks upon a mercenary art, whose sole object was profit and success, and which was slavishly

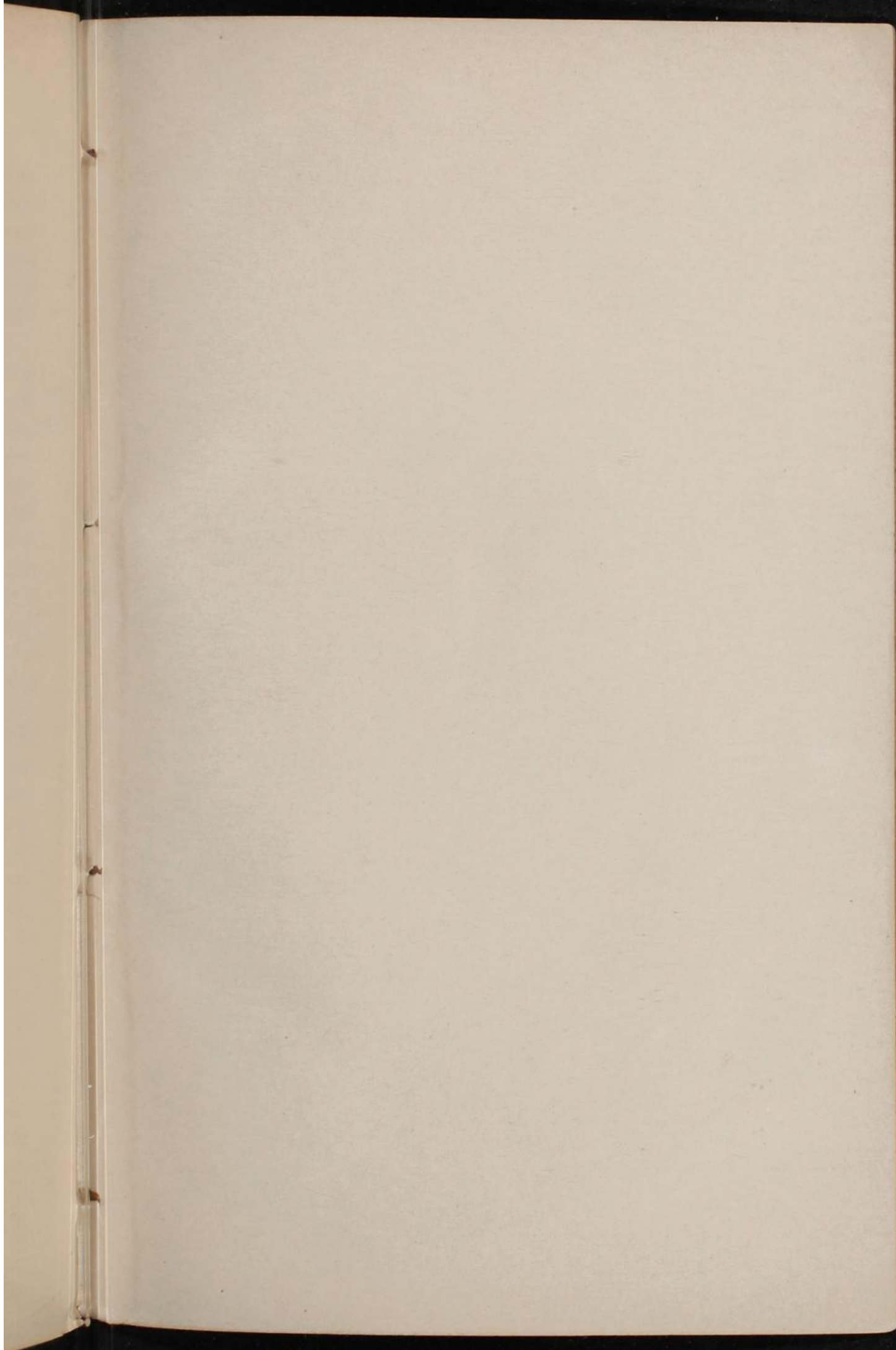
servile to every humour, every caprice of taste; this alone would testify to the late composition of the drama. For these reasons, which coincide in a striking manner with the peculiar nature of the text, I believe that *Timon of Athens* is one of Shakespeare's last works, perhaps his very last production".

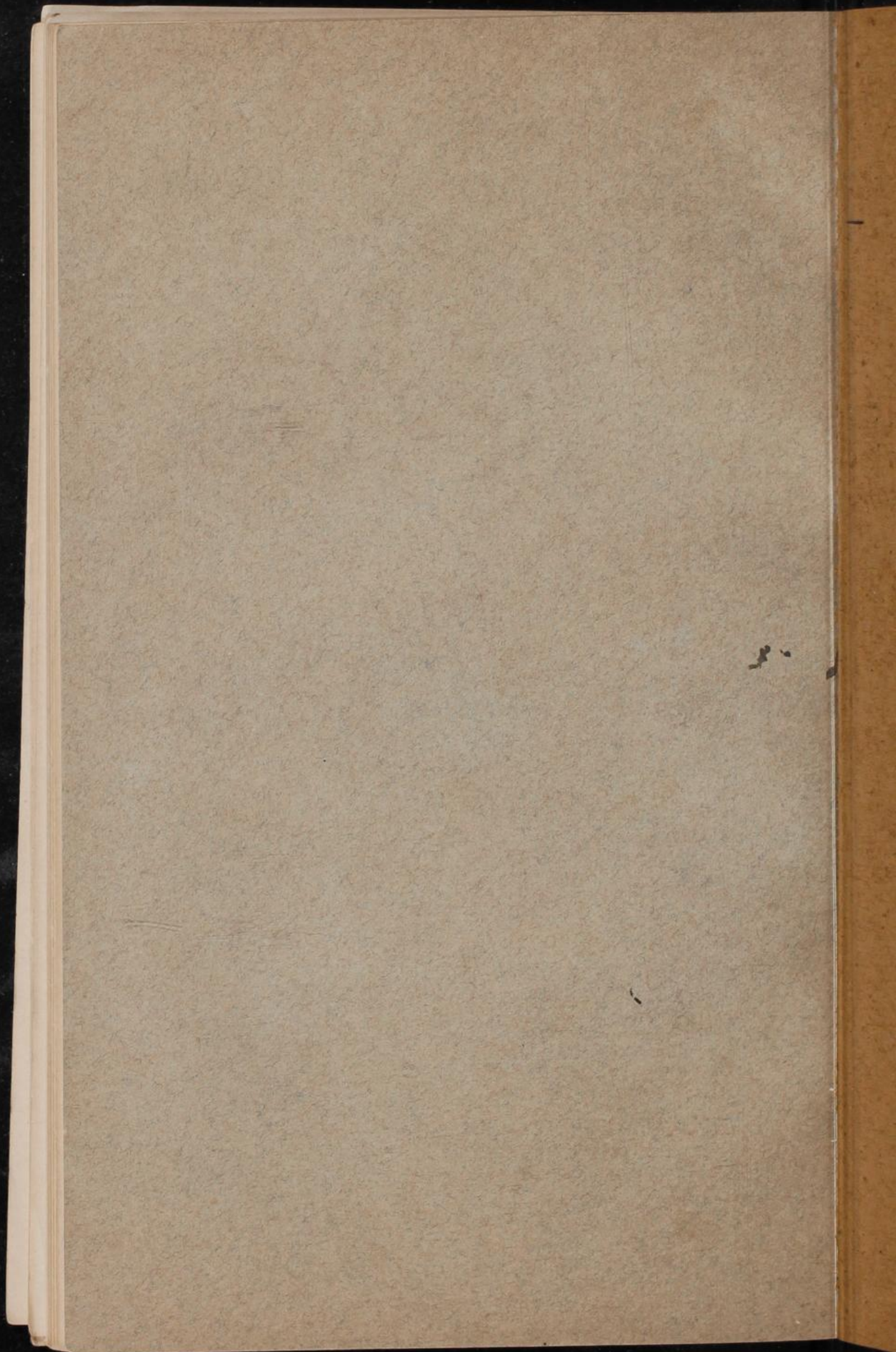
Ulrici has also acceded to the opinion that a farewell to the theatre may be discovered in the *Tempest*: „M. Carrière (No. 2 of his explanations to W. v. Kaulbach's *Shakespeare-galerie*, Berlin 1857) in his ingenious description of Shakespeare's *Seelenleben* and *Geistesgeschichte*, establishes an hypothesis both profound and interesting (which Campbell had already incidentally brought forward), that the *Tempest* is Shakespeare's last dramatic work, and that he wrote the play, at all events, somewhat with the intention of offering it to his country as his farewell, a legacy of the mind and spirit in which he had conceived and poetically described life and history". — But Ulrici judiciously places Henry VIII. later than the *Tempest*.

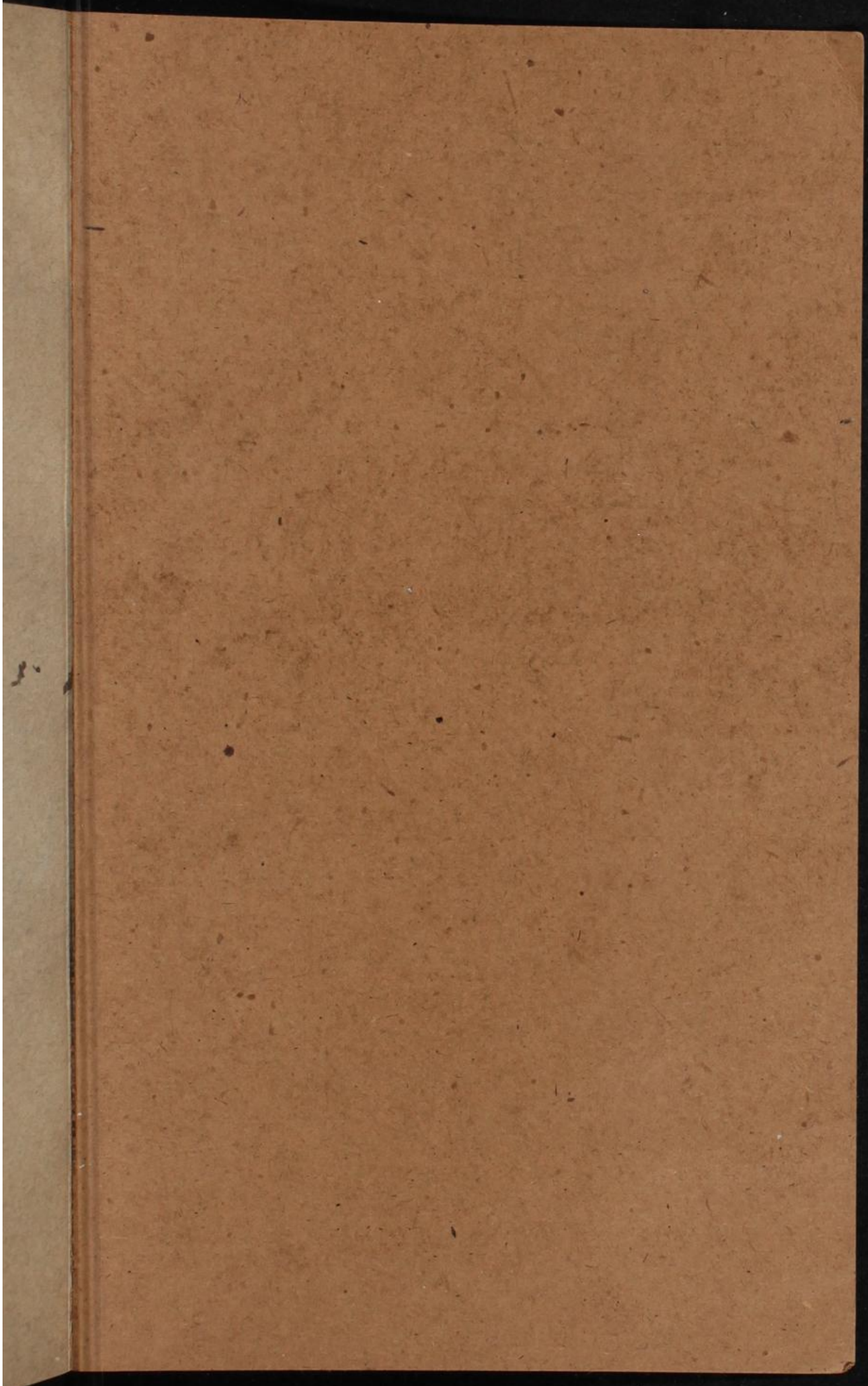
I indulge in these rather long quotations, in order to show that the idea we form of the poet's mind, of his increasing or decaying power of characterization, and predilection for certain characters at certain epochs of his life, is not without influence upon the order in which we arrange his plays, but that it will always remain an entirely subjective criterion.

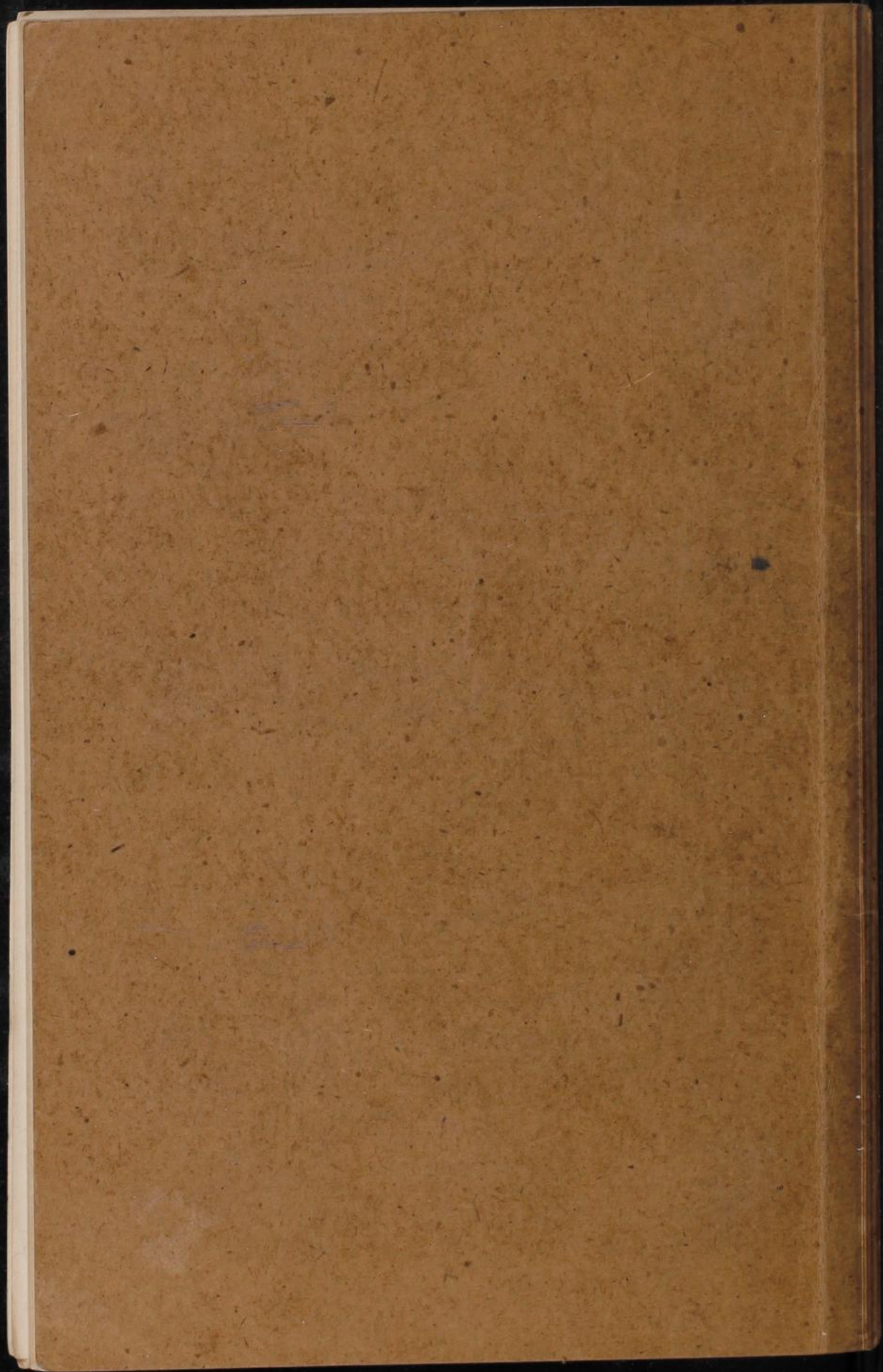
---

Faint, illegible text, possibly bleed-through from the reverse side of the page. The text is arranged in several paragraphs, but the characters are too light and blurry to transcribe accurately.





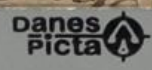




Buchme, O. Keine neue

Beilage zu allen Buchh.

# Colour & Grey Control Chart



Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta
White	Grey 1	Grey 2	Grey 3	Grey 4	Black



20. VERMÄHLNUNG

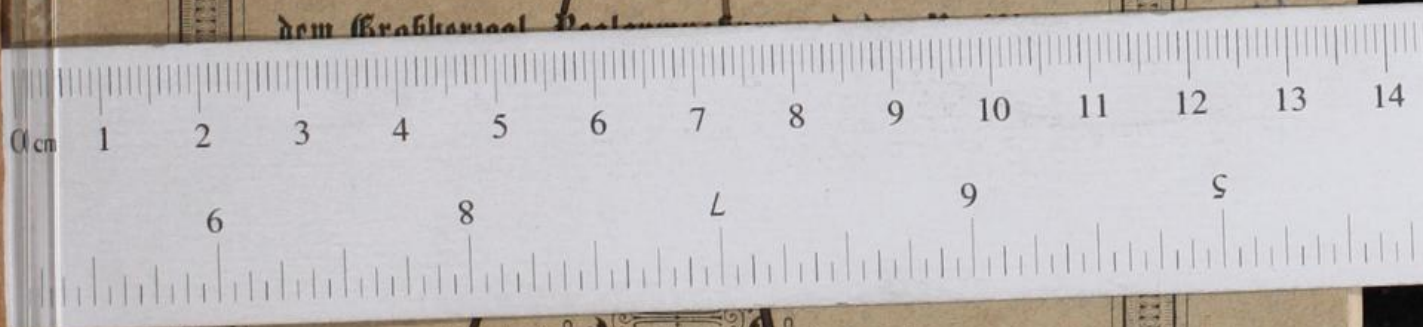
Deutscher

Philologen und Schulmänner

dargebracht

von

dem Grabhauel Beckmann



1885.

Gr. Hess. Univ.  
Bibliothek Giessen.

Gießen.

Curt v. Münchow, Universitäts-Druckerei.

83  
100